



DÉCROISSANCE DIE MUTMACHERIN

INFORMATIONEN UND ARGUMENTE ZUR
BEFREIUNG VOM WACHSTUMSZWANG

décroissance BERN

www.dacroissance-bern.ch



Postfach ch-8036 Zürich
www.antidot.ch

ANTIDOT-INCLU: DAS NEUE FORMAT

antidot-inclu erscheint unregelmässig als Beilage und mit Unterstützung der Wochenzeitung WOZ. So kam auch diese Nummer zur Décroissance-Bewegung am 25. November 2010 erstmals als WOZ-Beilage heraus. Dank grosszügiger Spenden aus Leser-Innenkreisen kann die Zeitung nun auch dem «Bund» und der Berner Zeitung beigelegt werden.

Herausgegeben wird antidot-inclu von dem von der WOZ unabhängigen Verein antidot, der verschiedenen Gruppierungen aus der politischen Linken die Möglichkeit anbietet, ihre Inhalte und Kampagnen einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Die

redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe liegt bei der im März 2010 gegründeten Gruppe Décroissance Bern.

Für antidot:

Reto Plattner, Yvonne Zimmermann, David Böhner

Kontakt antidot: inclu@antidot.ch

Kontakt Décroissance Bern: info@decroissance-bern.ch

Kontakt WOZ: woz@woz.ch

INHALTSVERZEICHNIS

WAS SIE WO FINDEN

3	EDITORIAL – PHILIPP ZIMMERMANN
4	DÉCROISSANCE – DIE MUTMACHERIN – ERNST SCHMITTER
5	DIE DÉCROISSANCE-BEWEGUNG IN BERN – CHRISTA AMMANN
5	WACHSTUMS-ARGUMENTE ZERPFLÜCKT – URS P. GASCHE* / HANSPETER GUGGENBÜHL*
7	NULLWACHSTUM OHNE ARBEITSLOSIGKEIT IST MÖGLICH – HELMUT KNOLLE
9	GREEN NEW DEAL – LIFESTYLE AUS DER TRAUMWÄSCHEREI – JAN SUTER
11	WAS KANN ICH TUN? – MARC BONANOMI
12	WIR SIND NICHT DIE EINZIGEN – SUSANNE BONANOMI
12	DÉCROISSANCE DURCH GRUNDEINKOMMEN? – ADRIANO MANNINO
14	WACHSTUM - SYMPTOM EINES KRANKEN SYSTEMS – THOMAS SCHNEEBERGER
16	INTERVIEW MIT MARCEL HÄNGGI – MARCEL HÄNGGI* / THOMAS SCHNEEBERGER
17	SUFFIZIENZ – NOTWENDIGKEIT UND MEHRWERT – MARTIN HURNI*
18	VIVIR BIEN – DAS GUTE LEBEN ALS PARADIGMA DER ZUKUNFT – PHILIPP ZIMMERMANN
20	WAS WÄCHST DENN DA? LANDWIRTSCHAFT UND GLOBALISIERUNG – URSULA SCHMITTER
21	VERTRAGSLANDWIRTSCHAFT – BRÜCKENSCHLAG ZWISCHEN STADT UND LAND – MARINA BOLZLI
23	FÜR EINEN BISSEN FLEISCH... – ADRIANO MANNINO
24	ABC DER DÉCROISSANCE – AUTORINNEN- & AUTORENKOLLEKTIV DÉCROISSANCE BERN
26	DIE KAKERLAKE DENKT NACH... – LINA LÖRTSCHER
27	BUCHBESPRECHUNGEN - IM MINENFELD DER WACHSTUMSKRITIK – ERNST SCHMITTER
30	FEMINISTISCHE PERSPEKTIVEN AUF EIN «GUTES LEBEN» – FEMÖK*
31	WEITERFÜHRENDE ANGABEN
32	DAS WEIHNACHTSGERICHT – LINA LÖRTSCHER

* Die Personen und die Gruppe, deren Namen mit einem Sternchen gekennzeichnet sind, gehören nicht zu Décroissance Bern.



Impressum: Décroissance - die Mutmacherin
Herausgeberin: Décroissance Bern
Redaktion: AutorInnenkollektiv Décroissance Bern
Fotos: Roman Gugger, Mitarbeitende von Décroissance Bern
Titelbild: Maren Arnold, www.mareen.ch, info@mareen.ch
Layout: Roman Gugger, David Böhner
Korrektorat: Yvonne Zimmermann
Druck: Druckzentrum Bern
Auflage: 120 000 Ex.
Finanzierung: Ausschliesslich durch Spenden

Sie können Décroissance Bern mit einer Spende unterstützen. Postscheckkonto: 46-110-7, lautend auf Alternative Bank Schweiz AG, 4601 Olten, zugunsten von Verein Freunde Décroissance Bern, Bankkontonummer: 309.864.100-07

VON PHILIPP ZIMMERMANN

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser

Unsere Welt ist heute mehr als je zuvor eine Welt in der Krise. Finanzkrise, Wirtschaftskrise, Energiekrise, Klimakrise, Hungerkrise. Die Folgen davon sind Krieg, Arbeitslosigkeit, Not und Elend.

Die Antwort der politischen und wirtschaftlichen Eliten auf diese Katastrophen ist – mehr vom Gleichen: stärkere Banken, mehr Wirtschaftswachstum, mehr Energieproduktion und -verbrauch, die endgültige Verökonomisierung des Klimas durch CO₂-Handel, und Nahrungsmittel als Treibstoffe für Autos. Alle Vorschläge, die uns von den Regierenden als Lösungen präsentiert werden, beruhen auf der Annahme, dass durch eine Zunahme der Produktivität, des Handels, kurz: des Wachstums, sämtliche Probleme gelöst werden.

Die Erfahrung und die Vernunft sagen das Gegenteil. Das Wachstum kann in den Ländern des Nordens nicht die Lösung sein, der Wachstumszwang ist vielmehr das Hauptproblem. Die systemische Verpflichtung zum immer Mehr, immer Grösser, immer Schneller ist der blinde Fleck im Auge der EntscheidungsträgerInnen, der sie daran hindert, neue Ansätze zu verfolgen. Es ist offensichtlich, dass nur eine Ökonomie,

welche die Bedürfnisse der Menschen nach Freiheit, sozialer Geborgenheit und einem würdevollen Leben ins Zentrum stellt, einen Beitrag zu einer friedlicheren, besseren Welt leisten kann.

Dass trotzdem das Wirtschaftswachstum das allererste Kriterium ist, das sämtlichen Regierungsprogrammen zugrunde liegt, kommt daher, dass das kapitalistische System mit seinen Macht- und Besitzverhältnissen zwingend auf Wachstum angewiesen ist. Dies spricht aber nicht für die Vernünftigkeit des Wachstumsdogmas, sondern vielmehr für die Notwendigkeit, den Kapitalismus ein für allemal zu überwinden und eine solidarische, selbstverwaltete, wirklich nachhaltige Ökonomie und Gesellschaft an seiner Stelle aufzubauen.

Seit einigen Jahren existiert eine Bewegung, die dem Wachstumszwang und dem Konsumwahn ein Gegenprojekt entgegenstellt. In Frankreich entstanden, hat die Idee der Décroissance – der freiwilligen und souveränen Wachstumsrücknahme – nun auch in der Schweiz Fuss gefasst. Nachdem seit 2008 in der Romandie ein Netzwerk entstanden war, wurde im März 2010 in Bern die erste Deutschschweizer Gruppe gegründet. Décroissance Bern ist eine basisdemokratische und heterogene Bewegung, in der

sich viele Menschen engagieren, die sich mit unterschiedlichsten Hintergründen und Ideen gegen den Wachstumswahn stellen.

Die Vielfalt der Décroissance-Bewegung spiegelt sich in diesem Heft. Mit wenigen Ausnahmen (mit einem Sternchen gekennzeichnet) sind alle AutorInnen aktive Mitarbeitende von Décroissance Bern. Die Artikel werden von den jeweiligen AutorInnen allein verantwortet. Da die Décroissance grundsätzlich werbekritisch ist, haben wir dieses Heft ohne Werbung realisiert. Dies war nur möglich dank Spenden aus dem Kreis unserer Mitarbeitenden und UnterstützerInnen. Ihnen möchten wir für ihren solidarischen Beitrag herzlich danken!

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich, dass Sie in diesem Heft Denkanstösse finden, in Ihrer Kritik am Bestehenden bestärkt werden, und vor allem: dass Sie neuen Mut schöpfen! Denn noch ist nichts verloren, das Morgen beginnt heute. Décroissance ist ein Angebot, jetzt mit dem Aufbau einer Alternative zu beginnen, damit auch dann, wenn das System kollabiert, das Leben weitergeht.

Philipp Zimmermann ist Student der Geschichte und Philosophie, Kolumnist, Präsident der Grünen Spiez

DÉCROISSANCE

DIE MUTMACHERIN

ERNST SCHMITTER. DÉCROISSANCE IST NICHT EINE IDEOLOGIE, AUCH NICHT EIN FERTIGES WIRTSCHAFTLICHES ODER POLITISCHES PROGRAMM. ES IST EINE EINLADUNG AN ALLE, GEMEINSAM EINE NEUE GESELLSCHAFT ZU ERFINDEN UND AUFZUBAUEN.

Der Trend ist nicht zu bremsen: Die Zweifel am Sinn des Wirtschaftswachstums breiten sich unaufhaltsam aus. Kein Wunder: Die schönen Vorhersagen, die in den letzten Jahrzehnten unser zerstörerisches Wirtschaften rechtfertigen sollten, erfüllen sich nicht. Hat Wachstum etwa die Unterschiede zwischen Arm und Reich schrumpfen lassen (*Trickle-down-Effekt*)? Ist der Verbrauch von Energie und Rohstoffen durch Effizienzsteigerung zukunftsverträglicher geworden? Ist die seit Jahrzehnten angekündigte Entkoppelung zwischen Energieverbrauch und Wirtschaftswachstum endlich gelungen? Ist das UNO-Millenniumsziel «Halbierung des Hungers bis 2015» auf gutem Wege? Hat Wachstum die Arbeitslosigkeit irgendwo auf der Welt dauerhaft beseitigt? Die Antwort auf alle diese Fragen lautet: Nein.

Was tun angesichts dieses Desasters? Die Wachstumsgläubigen – es gibt noch welche! – verlassen sich auf das Mittel der Wortmagie, also der Neubenennungen, um das marktwirtschaftliche Weiterwursteln nicht zu gefährden. Die Methode hat Tradition: In Anbetracht der Grenzen des Wachstums musste man in den Siebziger- und Achtzigerjahren von «qualitativem Wachstum» sprechen, was immer das bedeuten mochte. Bedrängt durch die wachsende Evidenz der menschengemachten Klimakatastrophe, taufte der Neoliberalismus sein Weiterwursteln in «nachhaltige Entwicklung» um. Und das neueste Beispiel in der Reihe der Worthülsen, mit denen man uns eine bessere Zukunft verspricht, ist nun der «Green New Deal». Was damit gemeint ist? Weiterwursteln, aber grün und gerecht. Ein unauflösbarer Widerspruch! Die Farce wird dadurch zur Tragödie, dass viele politisch links Engagierte die neoliberale Hinhaltetaktik nicht durchschauen und das Spiel mitspielen. Mäuse fängt man mit Speck und allzu kompromissbereite Linke neuerdings mit Green New Deal.

Indessen nimmt die wachstumsgesteuerte Zerstörung von Natur und Gesellschaft ihren Lauf. Die menschengemachten Katastrophen werden immer grösser und zahlreicher; und kein Sprachtrick, keine Propaganda und kein Beschwörungsritual können ihnen Einhalt gebieten. Die Abhol-

zung der Regenwälder, die Slumbildung in den Grossstädten, die Überfischung der Weltmeere, der Klimawandel und zahllose andere ökologische und soziale Katastrophen haben den immer gleichen Ursprung: Es ist der Wachstumszwang der Wirtschaft.

Wer Geld und Macht hat, muss nicht auch noch Zivilcourage oder zukunftsweisende Ideen haben. So ist von den meisten Führungskräften in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Medien nichts zu erwarten – kein Eingeständnis des Scheiterns, schon gar kein Klartext, keine Neubessinnung, keine Hoffnung, keine Lösungsansätze, somit auch keine Hilfe. Achselzuckende Resignation überall! Von der Wirklichkeit abgeschottet, wie bisher, schleicht man sich je nach Temperament wortkarg oder wortreich aus der Verantwortung. Und in der Öffentlichkeit wird angesichts der allgemeinen Ratlosigkeit anthropologischer Tiefsinn zelebriert: Das Unrecht, von dem Bertolt Brecht noch sagte, es habe einen Namen und eine Adresse, erklärt sich – so hören wir – durch die menschliche Natur. Die Wachstumskatastrophen sind in unseren Genen angelegt. Wir sind eine zu erfolgreiche Spezies. Unser unvermeidlicher Untergang steht unmittelbar bevor. Homo sapiens schaufelt sich sein eigenes Grab, wie die Evolution es will ... Hilfreiche Kalendersprüche im Überfluss!

Chaos und Barbarei scheinen in der Tat unausweichlich, wenn wir so weitermachen. Das spricht sich mittlerweile in Thinktanks und an Stammtischen herum. Nur vergessen viele, dass diese Erkenntnis schon einige Jahrzehnte alt ist. Die Wachstumsverweigernden, die Leute der internationalen *Décroissance*- oder *Degrowth*-Bewegung und ihre Vorläufer, sagen es schon lange: Da unbegrenztes Wachstum in einer begrenzten Welt unmöglich ist, gehen wir einer Katastrophe entgegen. Nichts ist leichter zu begreifen. Aber das globalisierte ökonomische Einheitsdenken verbietet solche Einsichten. Wo immer die *Décroissance*-Bewegung ihre Diagnose stellt, reagieren die Leute zuerst mit Angst, dann mit Totschweigen, schliesslich mit Spott und Anfeindungen.

Dabei lassen es die Wachstumsverweigernden nicht bei der Diagnose bewenden.

Sie schlagen eine Therapie vor: Wenn wir den Ausweg aus unserer Zivilisationskrise finden wollen, müssen wir uns zuerst aus der Diktatur der Wirtschaft befreien. Der Weg zu einer gerechteren, menschlicheren, friedlicheren Gesellschaft ist der Weg aus der Wirtschafts- und Wachstumsreligion in eine neue Freiheit des Denkens und des Handelns: weg von der Verschwendung, hin zur Genügsamkeit; weg vom Geschwindigkeitswahn, hin zu einer entschleunigten Lebensweise; weg vom Zwang zum Lifestyle, hin zu mehr Autonomie; weg von Mode und Glamour, hin zur Mitmenschlichkeit; weg vom Konkurrenzdenken, hin zu mehr Solidarität. *Décroissance* ist nicht eine Ideologie, auch nicht ein fertiges wirtschaftliches oder politisches Programm. Es ist eine Einladung an alle, gemeinsam eine neue Gesellschaft zu erfinden und aufzubauen.

Die Wachstumsgläubigen – unter ihnen viele in der linken Hälfte des politischen Spektrums – sind den Vorschlägen der *Décroissance*-Bewegung bisher mit harter Ablehnung begegnet und haben versucht, sie mit allen Mitteln zu diskreditieren. Aber die Strategie – leugnen, totschweigen, lächerlich machen, bekämpfen – verliert allmählich ihre Überzeugungskraft. Zu wirklichkeitsfremd wirkt mittlerweile das Festhalten am Wachstumsdogma; und zu augenfällig ist der Realitätssinn der Wachstumsverweigernden. Da die *Décroissance*-Bewegung ausserdem gewaltfrei, friedfertig und demokratisch ist – im krassen Gegensatz zur kapitalistischen Praxis! –, spielt sie mittlerweile eine Rolle, die sie ursprünglich gar nicht suchte: die Rolle der Mutmacherin. Mit Ausnahme rechtsextremer Gruppen gibt es im ganzen politischen Spektrum keine Kraft, die nicht aus dem Gedanken der *Décroissance* ihren Nutzen ziehen könnte. Wer mitdenken und mithandeln möchte, ist deshalb herzlich willkommen.

Die Katastrophe ist nämlich nicht unvermeidlich. Homo sapiens ist nicht am Ende, wohl aber Homo oeconomicus. Die soziale und ökologische Verelendung der Menschheit ist nicht in der Evolution festgeschrieben. Unbegrenzter Reichtum ist kein Menschenrecht, so wenig wie unbegrenzter Individualismus. Lebensfreude und Verzicht lassen sich vereinbaren. Ein Ausweg aus unserer Zivilisationskrise ist möglich. Wir können ihn finden, wenn wir den Mut haben, uns vom Wachstumsdogma zu verabschieden.

Ernst Schmitter ist publizistisch tätig und befasst sich mit Wachstumskritik, speziell mit der französischen *Décroissance*-Bewegung. Er ist verheiratet, hat einen erwachsenen Sohn und lebt in Interlaken.

DÉCROISSANCE BERN

DIE BEWEGUNG IN BERN

CHRISTA AMMANN. AN DER TOUR DE LORRAINE IM JANUAR 2010 WAR DIE DÉCROISSANCE ZUM ERSTEN MAL IN DER DEUTSCHSCHWEIZ VERTRETEN. DIE BEWEGUNG, IN FRANKREICH ENTSTANDEN UND STARK VON FRANZÖSISCHEN AUTORINNEN UND AUTOREN GEPRÄGT, IST VOR EINIGEN JAHREN AUCH IN DER WESTSCHWEIZ AKTIV GEWORDEN. DER SCHRITT ÜBER DIE SPRACHGRENZE WAR BISHER NICHT GESCHEHEN.

In Bern stiessen die Ideen zur Wachstumsrücknahme auf offene Ohren. Das Echo war so gross, dass bald darauf zu einem Treffen aufgerufen wurde, mit dem Ziel, eine Décroissance-Gruppe mit Standort Bern zu gründen. Schliesslich fanden wir uns im März 2010 in der Brasserie Lorraine zusammen, Menschen aus drei Generationen; einige, um mehr über die Grundsätze der Décroissance zu erfahren; andere schon sicher, dass sie sich in der Bewegung engagieren möchten. Die ersten Diskussionen drehten sich um die Strukturen und die Ausrichtung der entstehenden Gruppe. Bald war klar, dass nur eine basisdemokratische Organisationsform in Frage kam, eine Gruppe ohne Hierarchien, in der Entscheidungen per Konsens gefällt werden. Was die Ausrichtung betrifft, so gingen die Meinungen schon weiter auseinander. Es gibt grund-

sätzlich drei Handlungsebenen, die unterschiedlich gewichtet werden können. Einige wollen sich auf das Individuum und dessen Lebensführung konzentrieren, andere den Fokus auf gesellschaftliche Mechanismen legen, und wieder andere wollen vor allem auf der politischen Ebene Einfluss nehmen. Da wir aber alle die gleichen Ziele verfolgen und die Gruppe einen offenen Charakter haben soll, sehen wir in der Verschiedenheit der Ansätze keinen Widerspruch, sondern eine Chance. So entwarfen wir ein Konzept einer basisorientierten und offenen Bewegung, die in Vollversammlungen und Arbeitsgruppen gegliedert ist. In den einmal im Monat stattfindenden Vollversammlungen werden Aktualitäten aufgegriffen; die Arbeitsgruppen informieren über den aktuellen Stand ihrer Arbeit und können offene Fragen zur Diskussion stellen. Ebenfalls können neue Ideen für weitere Gruppen eingebracht und auch gleich realisiert werden, wenn sie Anklang finden. Personen, welche sich in bestehende Gruppen einbringen wollen, können dies jederzeit tun.

Die Arbeit in der Berner Gruppe hat in den paar Monaten seit dem ersten Treffen schon einige Früchte getragen. Am Klimacamp in Gals wurden zwei Workshops angeboten, einer zum Thema «Fleischproduktion und Klima» und einer zum Thema «Was ist Dé-

croissance?». Das Café Décroissance im Polit-Forum Käfigturm in Bern ist im September mit einer ersten Vortragsserie gestartet. Für das Jahr 2011 ist eine nächste Reihe geplant. Auf unserer Webseite machen wir laufend neue Artikel zugänglich und informieren über aktuelle Veranstaltungen rund um das Thema Décroissance. Verschiedene Arbeitsgruppen erarbeiten unter anderem ein Argumentarium, entwerfen eine Gesamtstrategie für die Gruppe oder setzen sich mit der Frage auseinander, wie Décroissance im Alltag gelebt werden kann.

So können wir stolz auf das letzte halbe Jahr zurückblicken, wir haben in der kurzen Zeitspanne einiges erreicht. Doch wir wissen auch, dass wir am Anfang eines langen Weges stehen und dass uns sehr viel Arbeit erwartet. Dabei ist jede Unterstützung willkommen, auch Ihre, liebe Leserin und lieber Leser. Menschen, die mit uns für Wachstumsrücknahme und Entschleunigung unserer Gesellschaft eintreten wollen oder sich erst einmal ihr eigenes Bild der Gruppe machen möchten, sind an allen Vollversammlungen herzlich willkommen.

Christa Ammann arbeitet als Sozialpädagogin und besucht den Masterstudiengang in Sozialer Arbeit an den Fachhochschulen Bern, Luzern, Zürich und St. Gallen. Sie befasst sich schon seit längerer Zeit mit Themen der Décroissance.

SCHLUSS MIT DEM WACHSTUMSWAHN

WACHSTUMS-ARGUMENTE ZERPFLÜCKT

URS P. GASCHÉ* UND HANSPETER GUGGENBÜHL*. EIN GERAFFTES KAPITEL AUS DEM NEUEN BUCH «SCHLUSS MIT DEM WACHSTUMSWAHN – PLÄDOYER FÜR EINE UMKEHR».

Tagesschau und andere Medien wollen uns weismachen, zwei Prozent Wirtschaftswachstum seien besser als nur eines. Vor den Schlagworten «Wachstum» und «Erhaltung von Arbeitsplätzen» haben die meisten Politiker kapituliert. Konzerne können die Dritte Welt ausnehmen, die Umwelt belasten, unkalkulierbare Risiken eingehen, von Subventionen und vom «Steuerwettbewerb» profitieren: Alles im Namen des Wachstums.

Gleichzeitig wollen dreieinhalb Milliarden Menschen in China, Indien und Afrika so leben wie wir. Das ist auf unserem begrenzten Planeten Erde nur möglich, wenn wir in den Industriestaaten abspecken.

In unserem Buch zeigen wir Wege zur Umkehr auf: Unter anderem fordern wir eine ökologische Steuerreform, das konsequente Durchsetzen des Verursacherprinzips, die Bändigung des Kapitalmarkts und

den Abbau aller Subventionen, welche den Zweck verfolgen, das Wirtschaftswachstum zu fördern.

Doch heute setzen Wirtschaftslobbys alle Hebel für Wachstum in Bewegung, weil sie sich vom Wachstum höhere Umsätze und Gewinne versprechen. Schlagworte und Behauptungen beherrschen die Diskussion. Wir greifen hier einige auf und entgegnen ihnen.

Behauptung: «Ohne Wachstum mehr Arbeitslose»

Je stärker die Wirtschaft wächst, desto weniger Arbeitslose gibt es. Denn ein höheres Wachstum bedeutet mehr Investitionen, und mehr Investitionen brauchen mehr Arbeitskräfte.

Entgegnung

Die Behauptung, dass die Arbeitslosigkeit stark von der Wachstumsrate der Wirtschaft abhängt, lässt sich nicht nachweisen. Denn es gibt Länder, die über eine längere Zeit ein hohes Wirtschaftswachstum erzielen und trotzdem eine hohe Arbeitslosenrate haben. Und es gibt Länder mit niedrigen Wachstumsraten und tiefen Arbeitslosenraten.

Der Wirtschaftsteil der NZZ etwa berichtete 2006 aus der Türkei: «Trotz einem rasanten Wirtschaftswachstum, das mit 7,6 Prozent im vergangenen Jahr nichts zu wünschen übrig liess, nimmt die Arbeitslosigkeit in der Türkei weiter zu. Selbst wenn man die Zahlen über einen längeren Zeitraum ansieht, so zeigt sich, dass die Arbeitslosigkeit zwar langsam, aber doch ständig steigt, obwohl sie wegen des anhaltend starken Wachstums eigentlich sinken sollte.»

Zwischen Wachstumsraten und Arbeitslosigkeit lässt sich statistisch nur eine kurzfristige Wechselwirkung nachweisen: Sinkt die Wachstumsrate rasch, so kommt es etwas zeitverschoben zu mehr Arbeitslosen. Steigt die Wachstumsrate rasch, so kann ebenfalls zeitverschoben die Arbeitslosigkeit sinken. Doch die Wachstumsraten der letzten Jahrzehnte vermochten das langfristige Niveau der Arbeitslosigkeit nicht zu senken. Im Gegenteil: Seit 1970 ist die Arbeitslosigkeit in den Industriestaaten – bei jährlichen Schwankungen – gestiegen. Gründe: Die Zahl der Erwerbstätigen sowie die Arbeitsproduktivität haben zugenommen.

Fazit: Unfreiwillige Arbeitslosigkeit muss mit andern Mitteln als mit Wachstum bekämpft werden.

Behauptung: «Kürzere Arbeitszeit schafft mehr Arbeitslose»

Gerhard Schwarz, neuer Direktor der von der Wirtschaft bezahlten «Avenir Suisse», wiederholt das Mantra schon seit 1993: «Selbst wenn die Arbeitszeitverkürzung mit Lohneinbussen gepaart wäre, könnte sie zur Lösung des Arbeitslosenproblems nichts beitragen. [...] Eine solche Milchmädchenrechnung zeugt von einer kurzsichtigen Denkweise.» Falls weniger gearbeitet und konsumiert wird, werde auch weniger investiert, und so gingen Arbeitsplätze verloren.

Entgegnung

Ein Zusammenhang zwischen Arbeitszeiten und Arbeitslosigkeit lässt sich nicht belegen. In den Niederlanden etwa oder in Norwegen ist die Arbeitslosigkeit trotz viel kürzeren Arbeitszeiten viel geringer als in den meisten andern EU-Ländern. Die Arbeitszeit spielt für das langfristige Niveau der Arbeitslosigkeit eine untergeordnete Rolle. Andere Faktoren wie die Sozial- und Steuerpolitik, die Tradition der Berufslehren oder die Förderung der Teilzeitarbeit haben einen grösseren Einfluss.

In früheren Zeiten haben die Industriestaaten auf Druck der Gewerkschaften die Produktivitätsfortschritte für beides verwendet: sowohl für ein höheres Einkommen als auch für kürzere Arbeitszeiten. Es wäre heute unvorstellbar, dass alle Angestellten von Montag bis Samstag sechzig Stunden arbeiten, wie das Anfang des 20. Jahrhunderts noch der Fall war.

Wir plädieren nicht für weitere starre Arbeitszeitverkürzungen. Denn fremdbestimmtes Arbeiten und Arbeitszeit-Diktate, so zeigen Studien, gefährden die psychische Gesundheit und erhöhen die Krankheitskosten. Deshalb sollen die Beschäftigten innerhalb von Normen, welche Ausbeutung, Unfälle und Berufskrankheiten verhindern, selber wählen können. Sie sollen selbst entscheiden, in welcher Lebensphase sie mehr Stunden erwerbstätig sein möchten und in welcher sie weniger lang arbeiten möchten. Oder ob sie einen Arbeitsplatz teilen, in einem Jahr doppelt so lange Ferien nehmen oder sogar ein ganzes Jahr aussetzen wollen. Gesetzliche Anreize, die heute höhere Arbeitszeiten belohnen, müssen verändert werden und die Wahl für kürzere Arbeitszeiten erleichtern.

Behauptung: «Mit Wachstum die Armut bekämpfen»

Dem Wirtschaftswachstum ist es zu verdanken, dass die Zahl der Armen oder Hungernden zurückgegangen ist. In der Schweiz können sich die wirtschaftlich Schwachen heute mehr Dinge leisten als früher. Und in den Entwicklungsländern gibt es heute viel weniger Menschen als früher, die mit nur einem oder zwei Dollar pro Tag auskommen müssen. Das zeigen Zahlen der Weltbank.

Entgegnung

Die Einkommen der Armen sind viel weniger gestiegen als die Einkommen der Reichen. In einigen Staaten ist die Kaufkraft der untersten zehn Prozent Einkommensbezüger sogar gesunken.

Wassily Leontief, Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften, hatte 1977

prognostiziert, die Kluft zwischen den Industriestaaten und den Entwicklungsländern werde sich bis zum Jahr 2000 halbieren, sofern die Weltwirtschaft und die einzelnen Volkswirtschaften kräftig wachsen. Am Wirtschaftswachstum hat es nicht gefehlt, aber die Kluft hat sich insgesamt vergrössert.

Schlimmer noch: In den Entwicklungsländern hat die Wachstumspolitik einem grossen Teil der Ärmsten die Grundlagen zur Selbstversorgung zerstört. Früher brauchten die Ärmsten kaum Geld, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Dorfgemeinschaften bauten ihre Behausungen selber, hatten noch genügend Grundwasser und bessere Böden, trieben Tauschhandel und ernährten sich weitgehend selber. Heute brauchen sie als ausgebeutete Landarbeiter auf Monokulturen oder als Landflüchtlinge in den Slums der Grossstädte viel mehr Geld zum Überleben. Die häufig zitierte Weltbank-Statistik, wonach heute weniger Menschen mit weniger als zwei oder einem Dollar Einkommen pro Tag auskommen müssen als vor zwanzig Jahren, ist unbrauchbar als Beweis, dass es heute weniger Menschen im Elend gibt.

Behauptung: «Ohne Verschuldung kein Sozialstaat»

Der Staat muss die nötigen Mittel haben, um für den sozialen Ausgleich zu sorgen, auch wenn er sich dafür verschuldet. Darum darf der Staat seine Schulden nicht auf Kosten der sozial Schwachen abbauen.

Entgegnung

Es steht ausser Frage, dass Sozialleistungen den Bedürftigen eine ausreichende Existenzgrundlage sichern müssen. Beim Abbau der Subventionen haben wir nicht die Sozialleistungen im Visier, sondern die vielen Ausgabenposten, die zum Ziel haben, das Wirtschaftswachstum insgesamt anzukurbeln oder die Umsätze von einzelnen Branchen zu steigern. Dazu gehören die Subventionen für den Verkehr ebenso wie die Steuergeschenke an Reiche. Wenn die in unserem Buch skizzierten Alternativen schrittweise umgesetzt werden, wird das Niveau der Arbeitslosigkeit sinken, und die Kluft zwischen Reich und Arm wird automatisch kleiner statt wie bisher grösser.

Behauptung: «Es braucht Wachstum für die Renten»

Gebhard Kirchgässner, Professor für Volkswirtschaft an der Universität St. Gallen, sagt: «Ein stärkeres Wachstum ist nötig, um die Sozialversicherungen zu finanzieren.» Um die AHV zu finanzieren, braucht es nicht nur mehr Wirtschaftswachstum, sondern auch «höhere Beschäftigung», doppelte die NZZ nach.

Entgegnung

Schon heute leistet die Bevölkerung in der reichen Schweiz mehr Erwerbsarbeit als in den übrigen europäischen Staaten. Die Meinung, wir müssten noch mehr arbeiten und die Wirtschaft müsse noch stärker wachsen als bisher, um die Renten zu finanzieren, stützt sich auf die Prognosen über die «Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz von 2000 bis 2060». Laut diesem «Trend-Szenario» sinkt der Anteil der Erwerbstätigen pro rentenberechtigte Person im Alter ab 65 Jahren von heute 3,6 auf 2,2 Erwerbstätige im Jahr 2040. Mit andern Worten: Die Erwerbsbevölkerung müsste mit ihren Abgaben langfristig 40 Prozent mehr Rentnerinnen und Rentner unterstützen als im Jahr 2000.

Dieses Schreckensszenario lässt aber das Wesentliche ausser Acht: Die Erwerbsbevölkerung muss nicht nur Pensionierte unterstützen, sondern auch alle andern Nicht-Erwerbstätigen, insbesondere Kinder und Jugendliche bis zum Ende ihrer Ausbildung. Macht man diesen umfassenden und damit korrekten Vergleich, so schrumpft die viel zitierte «Demografiefalle» bereits um die Hälfte, weil der Anteil der Kinder und Jugendlichen abnimmt. Die Mehrbelastung der Erwerbstätigen wird im Jahr 2040 aber noch kleiner sein als zwanzig Prozent. Denn ein erwerbsloses Kind in Ausbildung kostet die Erwerbstätigen mehr als eine Person im Rentenalter.

Das Szenario, dass die Erwerbstätigen künftig für mehr Rentnerinnen und Rentner aufkommen müssen, verliert also viel von seinem Schrecken. Es bleibt allerdings die Frage, auf welche Art wir die Renten künftig sichern wollen. Leute im Rentenalter verfügen in der Schweiz insgesamt über einen grossen Reichtum. Diesen gilt es gerechter zu verteilen. In unserem Buch machen wir einen konkreten Vorschlag dazu.

Urs P. Gasche ist freier Wissenschaftsjournalist und Sachbuchautor mit Schwerpunkt Gesundheit, Umwelt, Konsumentenschutz und Marktversagen. Zehn Jahr lang leitete er die Fernsehsendung «Kassensturz».

Hanspeter Guggenbühl ist freier Journalist mit Schwerpunkt Umwelt-, Verkehrs-, Energie- und Wirtschaftspolitik. Er arbeitet für Schweizer Zeitungen und ist Mitautor von mehreren Sachbüchern.

SCHLUSS MIT DEM WACHSTUMSWAHN

NULLWACHSTUM OHNE ARBEITSLOSIGKEIT IST MÖGLICH

HELMUT KNOLLE. HISTORISCHE BEISPIELE BEWEISEN, DASS EINE WIRTSCHAFT MIT NULLWACHSTUM UND VOLLBESCHÄFTIGUNG PRINZIPIELL MÖGLICH IST. WENN HEUTE DER ÜBERGANG ZUM NULLWACHSTUM DEN VERLUST VON ARBEITSPLÄTZEN ZUR FOLGE HÄTTE, SO GEHT DIES NUR AUFS KONTO DER STRUKTUR UNSERER WIRTSCHAFT, DIE SICH WÄHREND LANGER ZEIT AN DIE BEDÜRFNISSE DES WIRTSCHAFTSWACHSTUMS ANGEPASST HAT. WENN DIE NOTWENDIGE UMSTRUKTURIERUNG LANGFRISTIG VORBEREITET WÜRD, KÖNNTE DER ÜBERGANG ZUM NULLWACHSTUM OHNE SOZIALE HÄRTEN VERLAUFEN.

Die Angst vor dem Verlust von Arbeitsplätzen verhindert immer wieder ökologisch sinnvolle Regelungen und Massnahmen. Trotz der Ölkatastrophe im Golf von Mexiko fand US-Präsident Obama keine Mehrheit für seine klimapolitischen Ziele, weil die Amerikaner fürchten, dass ein höherer Erdölpreis das Wachstum der US-Wirtschaft behindern und ihnen damit Arbeitsplätze wegnehmen könnte. Auch bei uns hört man immer wieder, dass die Wirtschaft wachsen müsse, um eine ausreichende Zahl von Arbeitsplätzen anbieten zu können. Im Gegensatz dazu vertrete ich die These: Nullwachstum ist mit Vollbeschäftigung verträglich. Die heute herrschende ökonomische Lehrmeinung behauptet zwar das Gegenteil, aber es gab in der Vergangenheit und gibt heute wieder ökonomische Theorien, die meine These unterstützen.

Voraussetzung dafür, dass eine Wirtschaft überhaupt wachsen kann, ist die Fähigkeit, einen Überschuss zu produzieren, d.h. sie muss mehr produzieren können als in den Produktionsprozess eingesetzt wird. Schon im Altertum und im Mittelalter hat die Wirtschaft vieler Länder Überschüsse hervorgebracht. Diese wurden jedoch beim Bau von Pyramiden, Tempeln, Kirchen und Schlössern sowie im Luxuskonsum der herrschenden Klassen verbraucht. Die Idee, den Überschuss nicht zu konsumieren, sondern systematisch in die Erweiterung des Produktionsvolumens zu investieren, kam erst in der Renaissance auf und erhielt durch den Calvinismus sogar religiöse Weihen. «Die Ermahnung zu beständiger fleissiger Arbeit, verbunden mit der Einschränkung

der Konsumtion und des Luxus, bewirkte eine Tendenz zu steigender Kapitalbildung, die ihrerseits wieder zu immer gesteigertem Umschlag nötigte.» (Ernst Troeltsch) Das erstarkende Bürgertum verschrieb sich der Idee des Wachstums, während der Adel auf seinen Luxus nicht verzichten wollte und damit das Wachstum behinderte.

Der französische Arzt François Quesnay lernte bei seinen Patienten, die dem Hochadel angehörten, die Lebensweise dieser Klasse kennen. Im Alter widmete er sich ökonomischen Studien. Sein «Tableau économique», das auch von Marx sehr geschätzt wurde, ist ein Modell der Wirtschaft Frankreichs vor der Revolution von 1789. Es beschreibt die wechselseitige Abhängigkeit der beiden Wirtschaftszweige Landwirtschaft und Handwerk (Industrie). Zusammen verbrauchen diese jedes Jahr Nahrungsmittel, Rohstoffe und Handwerkerware im Wert von 5 Millionen Livres, aber sie produzieren damit Güter im Wert von 7 Millionen Livres. Der Überschuss von 2 Millionen Livres geht an den König und die adeligen Grundbesitzer, die nichts produzieren, aber von den Bauern Nahrungsmittel und von den Handwerkern Luxusgüter beziehen.

Diese Wirtschaft wächst nicht, weil der ganze Überschuss für den Konsum der unproduktiven Adeligen verwendet wird, aber alle Leute ausser den Adeligen haben Arbeit mehr als genug. Dies ist also ein historisches Modell einer Wirtschaft ohne Wachstum und mit Vollbeschäftigung. Wir wollen natürlich nicht das Rad der Geschichte zu-

rückdrehen, aber man sieht leicht, wie das Modell an eine demokratische Gesellschaft angepasst werden kann. Es genügt sich vorzustellen, dass der Überschuss nicht mehr vom Adel, sondern von den Bauern und Handwerkern konsumiert wird.

Die Ideen von Quesnay waren auch dem schottischen Ökonomen Adam Smith bekannt. In seiner berühmten «Untersuchung der Natur und der Ursachen des Reichtums der Nationen» hat er die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit eingeführt und mit der Frage nach den Bedingungen des Wachstums verknüpft. Produktiv war für Smith die Arbeit in Fabriken, weil sie einen Wert hervorbringt, unproduktiv war die Arbeit der Diensthelfer, die keinen Wert hervorbringt. Aber auch die Arbeit der Soldaten, Beamten, Juristen, Schriftsteller, Schauspieler und Musiker stuft Smith als unproduktiv ein.

Anschliessend reflektiert Smith darüber, wie viel unproduktive Arbeit eine Gesellschaft sich leisten kann und wie diese das Wachstum beeinflusst: «Produktive und unproduktive Arbeiter und jene, die überhaupt nichts tun, alle leben sie gleichermassen von dem Jahresertrag aus Boden und Arbeit eines Landes. [...] Je nachdem, wie viel davon in irgendeinem Jahr für den Unterhalt der Unproduktiven verwandt wird, ist der Rest für die produktive Bevölkerung höher oder niedriger und der Ertrag im nächsten

Jahr entsprechend grösser oder geringer.» Deshalb gilt: Das Wachstum kommt zum Stillstand, wenn genügend viele Arbeitskräfte mit unproduktiver Arbeit beschäftigt werden.

Seit Jahrzehnten nimmt bei uns der Anteil der in der Industrie Beschäftigten ab, und der Anteil der Dienstleistungsberufe nimmt zu. Die Dienstleistungen umfassen heute so unterschiedliche Bereiche wie Müllabfuhr, Marketing, Vermögensverwaltung, medizinische und paramedizinische Dienste, Erziehung und Bildung sowie die kulturellen Dienstleistungen. Viele dieser Tätigkeiten sind unproduktiv im Sinne von Adam Smith, was jedoch nicht als Werturteil verstanden werden soll. Unter den unproduktiven Dienstleistungen gibt es wertvolle, wertlose und schädliche. Die Politik müsste diejenigen Dienstleistungen fördern, die uns dem Ideal einer humanistischen und kulturell hoch entwickelten Gesellschaft näher bringen.

Wenn also eine Wirtschaft mit Nullwachstum und Vollbeschäftigung prinzipiell möglich und erstrebenswert ist, dann stellt sich die Frage: Warum gibt es in unserer Gesellschaft so starke Widerstände dagegen?

Dazu ist zu sagen, dass der Übergang zum Nullwachstum eine Änderung der Wirtschaftsstruktur notwendig machen würde. In einer wachsenden Wirtschaft werden

immer neue Bürogebäude, Industrieanlagen und Verkehrswege gebaut. In einer stationären Wirtschaft wäre diese Bautätigkeit überflüssig. Deshalb wehren sich die Bauindustrie und ihre Zulieferer hartnäckig gegen das Nullwachstum, und da sie grossen politischen Einfluss haben, tun sie es mit Erfolg. Ein prominentes Beispiel ist der Unternehmer und jetzige Bundesrat Schneider-Ammann, der Strassenbaumaschinen herstellt und an dem Baukonzern Implenia beteiligt ist (Der Bund, 11.9.2010). Die Bauindustrie müsste ihre Kapazitäten erheblich reduzieren, und viele Bauarbeiter müssten umgeschult werden, wenn das Nullwachstum ohne soziale Härten erreicht werden soll. Die Bauindustrie, besonders der Strassenbau, zieht an einem Strang mit der Autolobby, die ebenfalls unaufhörlich für Wachstum eintritt. In einer Wirtschaft mit Nullwachstum müsste auch der Anteil der Beschäftigten, die vom Autobau abhängig sind, zugunsten der Tätigkeit in anderen Bereichen reduziert werden. Die Bereiche Bildung, Gesundheit, Biolandwirtschaft und Kultur müssen ausgebaut, Strassenbau und Industrieproduktion zurückgefahren werden.

Helmut Knolle ist Mathematiker. Er widmet sich seit vielen Jahren historischen und ökonomischen Studien. Er ist Autor des Buches «Und erlöse uns von dem Wachstum», das im Oktober 2010 im Verlag Pahl-Rugenstein, Bonn, erschienen ist.



GREEN NEW DEAL

LIFESTYLE AUS DER TRAUMWÄSCHEREI

JAN SUTER. UNTER DEM NAMEN GREEN NEW DEAL WIRD SEIT EINIGEN JAHREN EIN WUNDERMITTEL ANGEPIESEN, DAS AUF EINEN SCHLAG UNSERE UMWELTPROBLEME LÖSEN, GLEICHZEITIG DIE WIRTSCHAFT ANKURBELN UND ARBEITSPLÄTZE SCHAFFEN SOLL, ALLES BEI GLEICHBLEIBENDER LEBENSQUALITÄT. DAS KONZEPT HAT SEINEN NAMEN VON ROOSEVELTS NEW DEAL, EINEM WIRTSCHAFTSPROGRAMM, MIT DEM DIESE US-PRÄSIDENT SEIN LAND AUS DER WIRTSCHAFTSKRISE DER DREISSIGERJAHRE MANÖVRIERTE. ES BASIERTE AUF INDUSTRIALISIERUNG UND GROSSEN ÖFFENTLICHEN BAU-VORHABEN ZWECKS ANKURBELUNG DES WIRTSCHAFTSWACHSTUMS. DER GREEN NEW DEAL IST DAVON NICHT SO WEIT ENTFERNT, UND DAS SOLLTE ZU DENKEN GEBEN.

Das Perpetuum mobile oder: grünes Wirtschaftswachstum

Der Green New Deal (GND) postuliert einen ökologischen Umbau der Wirtschaft bei gleichbleibender Wirtschaftsleistung durch Verlagerung der bisherigen «schmutzigen» Technologien auf Solar- und andere erneuerbare Energien. Dadurch sollen Arbeitsplätze geschaffen und die globale Güterproduktion auf eine neue Basis gestellt werden, alles mit den Mitteln des Marktes und des freien Handels. Anreize wie der Handel mit CO₂-Emissionszertifikaten (also Luftverschmutzungsrechten), die Umlagerung des Güterverkehrs auf die Schiene und vor allem die Steigerung der Energieeffizienz sollen unsere Wirtschaft und uns als konsumierende und produzierende Subjekte in ein neues Zeitalter führen, wo wirtschaftlicher Fortschritt nicht mehr gleichbedeutend mit Ressourcenverschleuderung, Abfallbergen, Klimaerwärmung und dergleichen ist; dabei geht man davon aus, dass in den sauberen Produktionsstätten der Zukunft automatisch auch die Arbeitsbedingungen besser sind als in den kohlebefeuerten Billiglohnfabriken der gegenwärtigen Weltwirtschaft. Das klingt gut, und der GND ist schon in seine Umsetzungsphase eingetreten, gefördert auch von den Führungspersonlichkeiten der Welt, die an internationalen Konferenzen den Schulterschluss im Kampf gegen die Klimaerwärmung üben, auch wenn dann halt nicht alle mitmachen, etwa die USA, die sich gegen jede verbindliche Regelung von Ressourcenverbrauch und Schadstoffemissionen sperren.

Green New Deal und grüner Lifestyle

Trotzdem ist der GND auch schon sichtbar- und umsetzbar in unserem Alltag angekommen in Gestalt von Sparlampen, CO₂-Kompensationen, Solarstrom, doch

das Ergebnis stimmt nicht hoffnungsvoll: Der CO₂-Ausstoss steigt weiter; Effizienzsteigerungen, zum Beispiel beim Energieverbrauch von Autos, werden durch deren steigende Anzahl, höheres Gewicht und immer mehr Schnickschnack wie elektrische Fensterheber und vor allem Klimaanlage längst aufgefressen; die Klimaerwärmung geht weiter, worauf WachstumskritikerInnen seit Jahren hinweisen. Die Mär von der technischen Lösbarkeit der Klima- und aller anderen Umweltprobleme entlarvt sich sichtbar immer dann, wenn die jährlichen Energieverbrauchsstatistiken veröffentlicht werden und wieder mal ein Klimagipfel stattfindet. Dann reisen Heerscharen von JournalistInnen, PolitikerInnen und NGO-VertreterInnen im Flugzeug an und wohnen in klimatisierten Luxushotels, während sie im Konferenzsaal die Welt für uns retten und globale Konzepte entwickeln, die nicht umgesetzt werden, was beim nächsten Gipfel zerknirscht festgestellt wird. Die Folge sind meist noch mehr technische Lösungsansätze und moralische Appelle an die Normalbürger, die die Wirtschaft am Laufen halten sollen, aber bitte umweltfreundlich.

Der als Umweltschutz getarnte Lifestyle zielt auf uns als KonsumentInnen, das wird spätestens dann klar, wenn Mainstream-Medien plötzlich im grünen Kleid daherkommen, dicke Sondernummern zum nachhaltigen Lebensstil bringen, wo BundesrätInnen und andere Prominente zu ihrem Umweltverhalten befragt werden, Initiativen zur Rettung des Regenwaldes mit Spendenauftrag vorgestellt werden und die neue Mobilität beschworen wird, die sicher, sauber und umweltschonend ist. Dazu werden uns Vorbilder wie Al Gore präsentiert oder Leute, die in Solarbooten den Atlantik überqueren.

Schaut man sich das alles ein wenig nüchtern an (statt berauscht von den neuen «Bio»-Treibstoffen, die aus Nahrung Benzin machen), stellt sich Unbehagen ein: das scheint alter Wein in neuen Schläuchen. Der Pferdefuss des GND zeigt sich schon beim Blick auf den Lebensstil seiner Propheten, zum Beispiel Al Gores, der um die Welt jettet, um sie zu retten, doch auch die genannten AktivistInnen mit den Solarbooten haben schliesslich für den Rückweg das Flugzeug genommen. Es scheint schwierig zu sein, den Weltuntergangsszenarien und moralischen Appellen im Rahmen des Green New Deal auch wirksame Taten folgen zu lassen. Das Prinzip bleibt «immer mehr, einfach ein wenig anders» und bietet letztlich keinen Ausweg aus der Spirale von mehr Ressourcenverbrauch und mehr CO₂-Ausstoss, Müll und Verschmutzung. Klar umweltfeindliche Ideen wie die diskutierte Herabsetzung des Mindestalters für AutolenkerInnen auf 16 Jahre sind hierfür ein deutliches Indiz.

Die Alltagspraxis: Klima retten mit EasyJet!

Die Widersprüchlichkeit und letztlich auch Wirkungslosigkeit technischer Lösungsansätze zeigt sich sehr deutlich an einem Lieblingskonzept des Green New Deal im Alltagsbereich, den CO₂-Kompensationen. Findige Tüftler haben marktwirtschaftliche Instrumente entwickelt, mit denen sich angeblich der CO₂-Ausstoss, den der zunehmende Flugverkehr erzeugt, kompensieren lässt. Das System funktioniert so, dass man als Flugpassagier die «Kosten» seines während der Reise vom Flugzeug emittierten CO₂ einzahlt und die entsprechende Mittelfirma das Geld in Klimaschutzprojekte im In- oder Ausland fliessen lässt. Am konkreten Beispiel: Für den Flug Basel-Berlin retour zahlt man zwölf Schweizer Franken an eine Firma namens MyClimate und hat damit sein CO₂ «kompensiert». Das Geld wandert zum Beispiel in ein Projekt in Madagaskar «zur Produktion und Verteilung von Solarkochern». Damit wird das während des Berlin-Fluges ausgestossene CO₂ nun angeblich kompensiert, vor allem aber das schlechte Gewissen der umweltbewussten Flugpassagiere: Die Madegassen kochen für uns solar, damit wir weiterhin zum Shopping fliegen können.

Die neue Mobilität: E-Bikes oder Bei mir kommt der Strom aus der Steckdose

Ein anderes Alltagsphänomen, an dem sich die verquere Logik des GND gut zeigen lässt, sind die E-Bikes, also Velos mit Elektromotor, die im Zweiradmarkt Schweiz der Verkaufsschlager sind und häufig als Ikonen einer neuen Mobilität dargestellt werden. Nun, zunächst sind die schnittigen Flitzer in erster Linie ein hübsches Freizeitgerät, denn man wird darauf, wenn es regnet, genauso nass wie auf einem Velo. Wie viele E-Bike-FahrerInnen kennen Sie, die ihr Auto definitiv für so ein Atomstromtöffli ausser Verkehr gesetzt haben? Ich kenne nur die, die ihr Velo durch sowas ersetzt haben und damit mehr Strom verbrauchen als zuvor. Trotzdem wird der Kauf eines E-Bike vom Staat in vielen Kantonen subventioniert, völlig unabhängig davon, ob man sich so ein Ding anstelle eines Velos, eines Autos oder eines Motorrads zulegt: pure Symbolpolitik.

Urban Agriculture oder das symbolische Stadtrüebli

Auch viele, die über den Green New Deal hinausgehen wollen, gehen dem zugrunde liegenden Konzept «grüner Lifestyl ohne tatsächliche Verhaltensänderung» ein bisschen auf den Leim, selbst mit gut gemeinten Projekten, die tatsächlich persönliche Aktivität (oder ist es vielleicht nur symbolischer Aktivismus?) postulieren. Eines der neuen Phänomene in diesem Zusammenhang ist die *Urban Agriculture*, Landwirtschaft im städtischen Raum durch Kleingruppen von Hobby-Bäuerinnen und -Bauern als Beitrag zur lokalen Ernährungssicherung. In Basel ist bereits eine entsprechende Initiative entstanden und die Vereinsgründung wird als erster Erfolg vermeldet. Eine Bar hat auch schon angefangen, in SBB-Palettrahmen Kräuter für ihre Cocktails anzupflanzen, für Gemüse sind die Flächen in der Stadt leider meist zu klein. Es passt ins Bild, dass auf der Website des Vereins die Vorzüge der *Urban Agriculture*, nämlich lokale Verankerung und CO₂-schonende Produktion, von jemandem vorgestellt werden, die als Wohnorte Toronto und Basel angibt! Aktivismus in allen Ehren! Aber solche Sachen sind eben auch Teil des GND und nichts anderes als gesellschaftlich grade angesagte Hobbies bzw. «symbolisch», wie ExponentInnen solcher Projekte selbst gern betonen, was nichts anderes heisst als: ohne konkrete Auswirkungen in grösserem Zusammenhang. Um beim konkreten Beispiel zu bleiben: *Urban Agriculture* wird in Basel seit vielen Jahren gemacht, und zwar in den Familiengärten, bar jedes «grünen» Images. Es sind meine NachbarInnen im Quartier, die dort reales Gemüse anbauen, Setzlinge tauschen, soziale Ökonomie praktizieren, ganz ohne Aufhebens darum zu machen.

Footprint: mea culpa

Wie viel Verhaltensänderung denn im Alltag tatsächlich notwendig wäre, damit sich die lokale und globale Umweltsituation verbessern würden, lässt sich an den eigenen Auswirkungen auf die Umwelt ablesen, dem ökologischen Fussabdruck oder «Footprint», der zeigt, wie viele Ressourcen jedeR einzelne bei seinem gegenwärtigen Lebensstil verbraucht. Dies wird ausgedrückt durch die Anzahl Planeten, die man zur Verfügung haben müsste, um so weiterleben zu können wie bisher. Doch auch dieses scheinbar neutrale Messinstrument lässt eine klare Prägung durch unser Konsummodell erkennen.

Der WWF hat eine Website eingerichtet, auf der man seinen persönlichen Fussabdruck berechnen kann, und die Probe aufs Exempel stimmt nachdenklich. So kommt zum Beispiel unserer gewesener Umweltminister Moritz Leuenberger auf einen Fussabdruck von 2,8 Planeten, die nötig sind, um seinen Lebensstil zu gewährleisten, und hat dabei wohl seine Dienstreisen, Helikopterflüge und Autofahrten im Amt nicht mitgerechnet; andere Promis mit grünem Image, wie etwa ein ehemaliger Mister Schweiz / Biobauer, kommen immer noch auf immerhin 2,0 – 2,3 Planeten. Ich mache den Selbstversuch und komme auf niederschmetternde 1,6 Planeten, trotz meines ziemlich bescheidenen Lebensstils. Der WWF behauptet, man könne auf ein Ergebnis von 1,1 Planeten kommen, wobei die Rechengrundlagen nicht offengelegt werden, aber klar ist, dass das nur als ausschliesslich velofahrender Veganer mit Wohnfläche unter 10 m² und ohne jede Reisetätigkeit und Elektrogeräte geht. Das ist etwas deprimierend, denn das heisst, dass man nur als Heiliger das Klima retten kann. Green New Deal und bewusster Öko-Konsum genügen also nicht. Der WWF verweist auf Anfrage darauf, dass der Zugang eben «eher spielerisch» sei. Das «eher spielerisch» ist vor allem ein Spiel mit technischen Gadgets, die zum neuen grünen Lifestyle gehören: Da ist viel die Rede von Solarstrom und Energiesparlampen, aber man wird nie gefragt, wie viele Glühbirnen man einsetzt oder wie viel Strom man denn verbraucht. Dafür sind einige Fragen des Footprint-Rechners eindeutig diskriminierend bzw. auf die Einfamilienhäuschen bewohnende Mittelklasse zugeschnitten: So wird zum Beispiel gefragt, ob man in einem Mehrfamilienhaus mit Baujahr vor 1980 wohnt (schlecht!) oder seine Boilerteremperatur auf tiefere Werte einstellen wird oder Solaranlagen installiert – welcheR MieterIn kann das schon selbst entscheiden? Man wird den Verdacht nicht los, dass es hier ums Erzeugen von ein bisschen schlech-

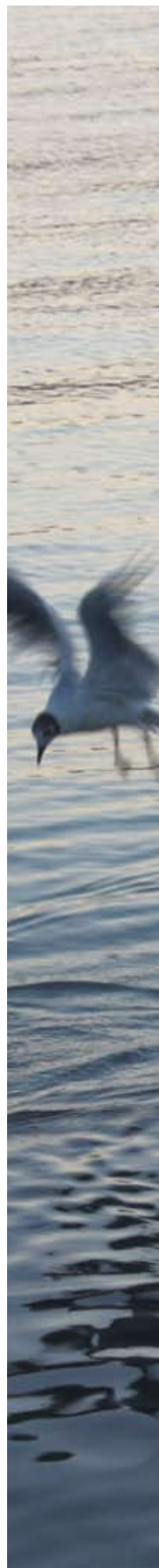
tem Gewissen geht, das durch gehobenen grünen Konsum wettgemacht werden soll. Dazu passt, dass die Verbündeten des WWF im Kampf für ein besseres Klima, die sogenannte *Climate Alliance*, eher Mitschuldige an der Konsumspirale sind, die die ganze Klimamiserie ja erzeugt, und sich auf der Website durch Geldspenden und schöne Absichtserklärungen reinwaschen. Oder hätten Sie Sony, Ikea und Coca Cola spontan als Vorkämpfer für die Bewahrung unserer Lebensgrundlagen identifiziert?

Es geht nicht um Schuld, sondern um Verantwortung

Der GND ist, wie so vieles, in erster Linie ein Marketing-Projekt für eine Aufrechterhaltung unseres keineswegs ressourcenschonenden Lebensstils, was durch Betonung von grünem Konsum nur kaschiert wird und auch nicht wettgemacht wird durch Hobbies wie Gemüsepflanzen in der Innenstadt, wenn man trotzdem einmal oder mehrmals über den Atlantik fliegt und im Winter Schnittblumen aus Kenia kauft (das gilt übrigens auch für Max-Havelaar-Blumen, die zwar ein wenig «sauber» sind, aber wie alle anderen ein Produkt aus Grossplantagen, mit Pestiziden behandelt, mit Flugzeugen hergebracht und nach einer Woche Müll). Wir sollten uns auch nicht davon täuschen lassen, dass die Luft manchmal bei uns sauberer ist als auch schon (ausser bei Feinstaublage im Winter und Ozonlage im Sommer, also recht häufig), denn die dreckigen Industrien haben wir einfach woanders hin verlagert; dass seltene Schmetterlinge wieder in der Stadt wohnen, verdanken wir unter anderem der Bepflanzung von Verkehrskreisel als Tritteinstiegsbiotope.

Die Crux ist, wir sind zu viele, wir wollen immer mehr und wir verbrauchen immer mehr, global, aber auch lokal und auch mit einem grünen Lebensstil. Den zu ändern ist in erster Linie eine persönliche Aufgabe, der sich jedeR selber stellen muss – falls er oder sie das denn möchte. Wir brauchen nicht mehr Initiativen, nicht mehr Aktivitäten, Konzepte, Organisationen, Appelle, Warnungen, sondern mehr Fragen, die wir an uns als Einzelmenschen richten müssen: nach unserer ganz persönlichen, sehr konkreten Wirkung auf die Umwelt bei jeder Handlung als konsumierende, produzierende, interagierende Menschen.

Aus solchen Fragen folgt zwingend eine Handlungsanweisung in Richtung individueller Reduktion von Konsum in allen Lebensbereichen, ohne Wenn und Aber. Das ist eine höchstpersönliche Entscheidung, die Wanderung auf dem schmalen Grat zwischen Askese (die kann schön sein, wenn sie bewusst, freiwillig und keine Selbstkasteiung ist) und Konsumzwang. Wir wissen,



was wirksam wäre: Kein Fleisch essen aus tier- und klimaschützerischen Gründen, keine Jobs annehmen, zu denen man weit fahren muss, allerhöchstens 40 m² Wohnfläche pro Person in Mehrfamilienbauten oder 20 m² in Einfamilienhäusern, keine Flugreisen und: viel, viel weniger von allem, wirklich allem, kaufen.

Ohne zu moralisieren, es geht nicht um Schuld, sondern um Verantwortung: Wer es verantworten kann, Fleisch zu essen, obwohl dadurch der CO₂-Ausstoss stark ansteigt (ausserdem schreien Schweine lauter

als Rüebl), soll es tun, auch wenn damit das Klima weiter den Bach runtergeht. Aber es ist eben nicht wahnsinnig konsequent und ganzheitlich gedacht, Fleisch zu essen und gleichzeitig ein Stück brasilianischen Regenwald zu kaufen, um ihn vor Abholzung zu bewahren und damit das Klima zu schützen (der Leiter des Projekts fliegt im Übrigen zweimal jährlich nach Brasilien, um es zu betreuen, das geht auch nicht ohne CO₂-Ausstoss ab). Erst recht nicht moralisieren sollten wir gegenüber der Dritten Welt, deren BewohnerInnen seit Ewigkeiten unsere Luxusgüter produzieren und jetzt auch mal

Auto fahren wollen. Vielleicht ist unser Planet nur zu retten durch eine Öko-Diktatur; oder aber wir üben uns in Selbstbeschränkung, was wiederum Nachdenken über die eigene Verantwortung bedingt. Der Green New Deal ist für eine solche Reflexion mit Sicherheit der falsche Ausgangspunkt.

Jan Suter, 1963, lebt in Basel. Nach viel politischem Aktivismus glaubt er nicht mehr an grosse Konzepte, sondern an die Selbstregulierungskraft der Welt und an das Leben als Spiel, in dem sich jedeR selbst ein Bei-Spiel suchen soll. Deshalb probiert er oft neue Berufe aus.
jand.suter@bluewin.ch

LEBEN

WAS KANN ICH TUN?

MARC BONANOMI. ICH KANN NUR MIT GROSSER ZURÜCKHALTUNG DAVON SCHREIBEN, WIE EIN LEBEN GEMÄSS DÉCROISSANCE SEIN SOLL, UND ZWAR AUS DEM EINFACHEN GRUNDE, DASS ES FÜR MICH ALS BALD 80-JÄHRIGEN VIEL EINFACHER IST ALS FÜR DIE JÜNGEREN GENERATIONEN, EIN LEBEN NACH DEN RATSCHLÄGEN DER DÉCROISSANCE ZU LEBEN.

Als ich Kind war, gab es all das nicht, was in den zehn Ratschlägen zu einem Leben ohne Wachstumswahn steht: Keine Autos, keine Flugreisen – ein Velo besaßen wenige Privilegierte. Es gab kein TV, kein Handy. Man kaufte die Lebensmittel zum grossen Teil bei den Bauern, es gab praktisch kein Fleisch: nur am Sonntag ein Stück, verteilt auf neun Kinder und zwei Eltern. Über Erdöl redete man nicht, es gab keine Ölheizungen. Auch die knallige Werbeindustrie gab es noch nicht. Ebenso wenig die Modeindustrie, jedenfalls nicht in der Welt von uns neun Kindern; wir trugen, was von den älteren Geschwistern übrig blieb, zehnmal geflickt.

Als ich dann grösser war und es mir hätte leisten können, war es zu spät für die Autoindustrie, mich noch autosüchtig machen zu können. Viel zu sehr war ich schon überzeugt vom Luxus eines Lebens ohne Auto, und nie hätte ich eine Velofahrt mit Lerchengesang und Blumengärten eintauschen wollen gegen das Eingesperrtsein in einem Käfig, mit nervösem Starren auf einen dahinschwindenden Asphaltstreifen. Auch die Fleischindustrie kam zu spät, viel zu sehr war mein Gaumen verwöhnt von allen Köstlichkeiten der vegetarischen Küche. Einzig einen Fernsehapparat hat uns die Werbung aufschwätzen können. Bis mich meine Frau Susanne einmal fragte: «Du, wann haben wir eigentlich das letzte Mal in diesen Kasten hineingeschaut?» Wir wussten es beide nicht, also: entsorgen! Jetzt leben wir schon jahrelang sehr gut ohne diesen Apparat, der Abend für Abend seinen knechtenden Werbemüll in die Stuben ergiesst.

Wieso ich über das einfache Leben heute schreibe: weil ich mir Sorgen mache wegen meiner zehn Grosskinder. Ich wünschte, dass auch sie in Frieden ein gutes Leben führen dürfen und, mit Freude am Leben, singen, tanzen und lachen können. Aber ihre Zukunft ist bedroht vom ökologischen Selbstmord, den die Bewohner dieses schönen Planeten gegenwärtig betreiben. Dagegen muss heute etwas geschehen! Damit auch für sie etwas übrig bleibt vom Reichtum dieser Erde.

Doch stellt sich die eine grosse Frage: Wie können wir den Menschen zeigen, wie wertvoll ein solch einfaches Leben ist?

Gehen wir mit gutem Beispiel voran! Zuerst müssen wir Leute der Décroissance-Bewegung konsequent danach leben. Und dann, vielleicht, bemerken Einzelne im Volk, dass diese Décroissance-Leute irgendwie anders sind. Statt in dunklen Zimmern einsam zu gamen und zu surfen, statt stundenlang grimmig und eingesperrt im Stau zu stehen, da lachen und tanzen und singen sie draussen. Und sie leben auch ohne Fleisch, Flugreisen und ähnliche Dinge mit einer genügsamen *joie de vivre* mit einer ansteckenden Freude am Leben selbst. Sicher, manche werden sagen: Die spinnen! Ohne Auto, ohne Fernseher – kurz: ohne Moderne – kann man sich doch nicht so sehr freuen! Andere, zu Beginn wenige, werden sagen: Dürfen wir mitfeiern?

Wir schlagen vor: Entdecken Sie das Glück des Gehens! Probieren Sie etwas Neues: Zum Beispiel beim Einkaufen. Nehmen Sie

sich einmal die Zeit, zu Fuss einkaufen zu gehen. Bleiben Sie stehen, wo Kinder spielen oder wenn Sie Bekannte treffen. Geniessen Sie! Sie werden sehen: Das Abschaffen Ihres Autos schenkt Ihnen einen grossen Zuwachs an kleinen Freuden, die den Unterschied machen.

Wir werden öffentlich: in der Presse und in Gesprächen mit Politikern. Wir weisen darauf hin, dass wir keine Atomkraftwerke und keine Öl- und Kohlekraftwerke brauchen. Wir wollen keine Rodung von Regenwäldern für die Anpflanzung von Soja für unsere Schweinetröge.

Wir werden, früher oder später sowieso, mit weniger Energie leben müssen. Das wird einen Verzicht auf den heutigen Luxusstandard mit sich bringen, dafür einen Riesenzuwachs an Lebensqualität und -freude.

Marc Bonanomi ist Rentner. Er befasst sich seit Jahren als Vegetarier mit den Folgen des Fleischkonsums. Er ist verheiratet mit Susanne Bonanomi und lebt in Zollikofen.



Susanne und Marc Bonanomi

LEBEN

WIR SIND NICHT DIE EINZIGEN

SUSANNE BONANOMI. IN EINER BROSCHÜRE VON «BROT FÜR ALLE» UND «FASTENOPFER» LESE ICH: «EIN NEUES PHÄNOMEN BEDROHT DIE LEBENSGRUNDLAGE DER MENSCHEN IN DEN LÄNDERN DES SÜDENS: DER RASANT FORTSCHREITENDE ANKAUF RIESIGER LANDFLÄCHEN DURCH REGIERUNGEN, GLOBALE UNTERNEHMEN UND PRIVATE INVESTOREN, UM DIE GIER NACH AGROTREIBSTOFFEN ZU BEFRIEDIGEN. DAS SO GENANNT LAND-GRABBING VERSCHÄRFT DEN WELTWEITEN HUNGER.»

Die Einsicht, dass Gier nach immer mehr Geld, Macht und Land ins Unheil führt, ist nicht neu. Genauso alt sind die Einsicht, dass wir unsere Welt nicht ewig ausnützen können, und die Überzeugung, dass dies nicht notwendigerweise erforderlich ist. Schon in der Bibel ist oft von Umkehr die Rede. Jesus hat in seiner Bergpredigt gesagt: «Glücklich sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.» Wie ein Traum tönen die Worte Jesu: «Sehet die Lilien auf dem Felde. Sehet die Vögel unter dem Himmel: Sie säen nicht, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.» Und im Gleichnis vom reichen Kornbauern erzählt Jesus von einem Mann, der immer weiter Land kauft und immer grössere Scheunen baut. «Du Narr!», ruft er ihm zu. Angesichts der heutigen Situation möchte ich manchmal gar rufen: «Du Verbrecher!»

«In dir muss Reichtum sein. Was du nicht in dir hast, / Wärs auch die ganze Welt, ist dir nur eine Last», dichtete einst der Mystiker Angelus Silesius. Er ruft uns zu: «Halt an,

wo läufst du hin!» Heute möchte ich rufen: «Halt an, wo fliegst du hin?»

Kurt Marti hat in seinem Fussgängerbuch «Högerland» das Bernbiet poetisch-kritisch durchwandert. Vom idyllischen Bauernland am Wohlensee gerät er in die Nähe des Atomkraftwerks Mühleberg, und er nennt es ein «Irrmal real existierenden Nihilismus».

Auch in anderen Ländern, Kulturen und Religionen gab und gibt es Kritiker, die uns mahnen, unser Leben zu vereinfachen und zu überdenken. Ein chinesisches Sprichwort lautet: «Genug haben ist Glück, mehr als genug haben ist unheilvoll.» Höre ich, dass schon genug zu haben von Glück zeugt, denke ich an Gandhi und Franz von Assisi. Als Vorbilder gingen sie voraus in der Hoffnung, dass andere ihrem Rat folgen würden: «Einfach leben, damit andere einfach leben können.»

Susanne Bonanomi, Grossmutter und Kindergärtnerin, beschäftigt sich seit Jahren mit Umweltfragen. Sie ist verheiratet mit Marc Bonanomi.

GRUNDEINKOMMEN

DÉCROISSANCE DURCH GRUNDEINKOMMEN?

ADRIANO MANNINO. DAS BEDINGUNGSLOSE GRUNDEINKOMMEN (BGE) IST EIN BESCHEIDENES, ABER EXISTENZSICHERNDES EINKOMMEN, DAS JEDEM MENSCHEN LEBENSLANG UND BEDINGUNGSLOS AUSBEZAHLT WIRD. ALS INDIVIDUELLER RECHTSANSPRUCH VERKÖRPERT ES INSBESONDERE DIE MENSCHENRECHTE AUF EINEN ANGEMESSENEN LEBENSSTANDARD, AUF KULTURELLE TEILHABE UND NICHT ZULETZT AUCH DAS MENSCHENRECHT AUF SELBSTBESTIMMUNG. HIERZULANDE KÖNNTE SICH DAS BGE AUF RUND 2500 FRANKEN MONATLICH BELAUFEN. WIE HÄNGT DIESES SOZIALPOLITISCHE PROJEKT MIT DEM DÉCROISSANCE-GEDANKEN ZUSAMMEN?

Der Wachstumsimperativ ist dem aktuellen Wirtschaftssystem inhärent. Auch die politische Linke begrüsst das Wachstum, insbesondere weil sich Vollbeschäftigung nur in einer konstant wachsenden Wirtschaft realisieren lasse. Längst ist allerdings klar, dass Erwerbsarbeitsvollbeschäftigung illusorisch und permanentes Wachstum mit den ökologischen Grenzen unseres Planeten unverträglich ist.

Wachstum macht nicht glücklich

Ausserdem unterwerfen wir uns mit dem Konzept «Vollbeschäftigung durch Wachstum» den Zwängen eines produktivistisch-konsumistischen Hamsterrades, das uns nachweislich nicht glücklicher macht, wenn die Grundbedürfnisse einmal befriedigt sind: Das Glücksempfinden stagniert, sobald eine kaufkraftbereinigte BIP-Schwelle von ungefähr 15'000 US-Dollar pro Kopf und Jahr erreicht ist (aktueller Wert für die

Schweiz: 45'000 US-Dollar). Dies lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass sich viele Glücksfaktoren nicht erkaufen lassen, dass das relative Einkommen für das subjektive Glücksempfinden entscheidender ist als das absolute und dass wir uns schnell an ein höheres Einkommensniveau gewöhnen, so dass kein nachhaltiger Glückszuwachs eintritt.

Ein Ausweg aus dem Hamsterrad

Im produktivistisch-konsumistischen Hamsterrad nun erhöhen Automatisierung und Rationalisierung die Produktivität und verdrängen die menschliche Arbeit, was uns zur permanenten wirtschaftlichen Expansion zwingt, weil die verdrängte menschliche Arbeit nur so wieder zu einem Einkommen kommt und konsumfähig wird. Diese Konsumfähigkeit ist systemisch unabdingbar – wie sonst könnte der überbordende Warenberg (profitabel) abgetragen werden, der ja mit der Produktivität wächst und wächst? Eine Möglichkeit, aus dem Hamsterrad auszubrechen und die Wirtschaft in den Dienst unserer Bedürfnisse zu stellen, statt Sklaven wirtschaftlicher «Sachzwänge» zu sein, liegt vor diesem Hintergrund auf der Hand: Wir entkoppeln – zumindest partiell – das Einkommen von der Erwerbsarbeit. Das

BGE leistet ebendies. Wer seinen (Erwerbs-) Arbeitsplatz aufgrund von Rationalisierungsmassnahmen verliert, soll also weiterhin am generierten Reichtum teilhaben, d.h. ein Einkommen erhalten. Dem technischen Fortschritt kann dadurch die positive Funktion zukommen, vom Zwang zur Erwerbsarbeit zu befreien und damit das «Reich der Notwendigkeit» zugunsten des «Reiches der Freiheit» zurückzudrängen.

Freiheit und Selbstbestimmung

Das BGE emanzipiert vom Diktat des ökonomischen Hamsterrades und stärkt die Autonomie des Individuums: Der Zwang, die eigene Arbeitskraft zur Existenzsicherung zu verkaufen, entfällt. Der Arbeitsmarkt ist damit erstmals überhaupt ein Markt, der diesen Namen verdient, und findet zu einem neuen Gleichgewicht: Arbeitnehmende haben die Möglichkeit, Stellenangebote auszusuchen, die nicht ihren Bedürfnissen entsprechen. Ohne BGE steigt das Arbeitskraftangebot, wenn die Arbeitsmarktpreise, d.h. die Löhne sinken, weil die Menschen dann gezwungen sind, mehr zu arbeiten und gegebenenfalls Zweitjobs anzunehmen, um ihr Einkommen zu halten. Das BGE löst diese Paradoxie auf: Wenn die Löhne sinken, wenn sich Arbeitsbedingungen verschlechtern, wird das Arbeitskraftangebot ebenfalls sinken – wie dies bei einer freien Interaktion zu erwarten ist. Insofern das BGE die Verhandlungsmacht des Individuums auf dem Arbeitsmarkt stärkt, trägt es indirekt auch zur Demokratisierung der Wirtschaft bei. Wir können es uns mit einem BGE besser leisten, nur in Betrieben mitzuarbeiten, deren Produktion und Organisationsstruktur unseren Vorstellungen entsprechen. Die Verhandlungsmacht, die uns das BGE verleiht, gibt uns ein Mittel an die Hand, die Arbeitswelt in unserem Sinne umzugestalten.

Individuell-kollektiver Wertewandel

Was alles «in unserem Sinne» ist, könnte sich mit dem BGE auch ändern: Das BGE hat als sozioökonomische Institution, die das gesellschaftliche Sein der Menschen wesentlich prägt, das Potenzial, deren Bewusstsein zu verändern. Indem es praktische «Sachzwänge» aufhebt oder zumindest entschärft, ermöglicht es uns, ernsthafter und umfassender zu fragen, was wir wirklich wollen, was uns wichtig ist und worauf wir unsere Lebenszeit zu verwenden gedenken. Das könnte einen individuellen Wertewandel hin zu einer materiellen *simplicité volontaire* zugunsten des Zeitbudgets für nicht-erwerbsorientierte Tätigkeiten in den Bereichen Haus und Heim, Erziehung, Pflege, Soziales, Bildung, Kunst und Kultur, Vereinswesen, Politik und «Freizeit» insgesamt begünstigen. Vor diesem Hintergrund ist das BGE auch als ökonomische Anerkennung der unbezahlten Ar-

beit interpretierbar. Die einseitige Verengung des Arbeitsbegriffs auf die Erwerbsarbeit und die Fixierung auf Erwerbsarbeitsvollbeschäftigung wären damit infrage gestellt. Am Ziel einer Vollbeschäftigung im Sinne selbstbestimmter, sinnvoller und sinnstiftender Betätigungsfelder für alle würde selbstredend festgehalten – mit BGE wohl erfolgreicher als ohne. Dazu beitragen könnte der Umstand, dass mit einem BGE ausgestattete Individuen freier sind, eigene Ideen umzusetzen und auch kollektive Experimente im Sinne nachhaltiger Lebens- und Betätigungsformen zu wagen.

Frage der Finanzierung

Ein Haupteinwand, der gemeinhin gegen das BGE erhoben wird, betrifft die Finanzierbarkeit, die illusorisch sei. Dazu ist zu sagen: Die bestehenden sozialen Transferleistungen werden bis zum entsprechenden Betrag durch das BGE ersetzt. Dadurch vereinfacht sich die Sozialbürokratie radikal, so dass Ressourcen frei werden und die bevormundenden Bedürftigkeitsprüfungen sowie das entwürdigende Stigma der Sozialhilfe entfallen. Die Kosten des Sozialstaates belaufen sich hierzulande auf jährlich 120 Milliarden Franken. In einem System mit BGE wäre mit einem Betrag um die 200 Milliarden zu rechnen. Zu beachten gilt es in diesem Zusammenhang ferner, dass das BGE für die Staatsangestellten auch bereits bezahlt ist und dass es die bestehenden Einkommen natürlich nicht erweitert, sondern in sie hineinwächst. In einer Überflussgesellschaft wie der unseren sind die Mittel zur Finanzierung eines BGE längst vorhanden. Zur konkreten Implementierung bieten sich diverse Modelle an, die gerade in der Schweiz nahtlos an bereits existierende Institutionen – etwa die AHV – anknüpfen können. Fraglich ist also nicht die Existenz der Mittel zur Finanzierung, sondern des politischen Willens, diese Mittel auch bereitzustellen.

Arbeitsmotivation und «Drecksarbeit»?

Ein zweiter Haupteinwand kommt in den Fragen zum Ausdruck: Wer geht dann noch (erwerbsorientiert) arbeiten? Und wer macht die «Drecksarbeit»? Zunächst zur unangenehmen, aber gesellschaftlich notwendigen Arbeit: Menschen, die ein BGE im Rücken haben, wird man kaum zwingen können, unter schlechten Bedingungen und für einen geringen Lohn unbefriedigende Arbeit zu verrichten. Diese Arbeit muss also entweder automatisiert oder aber attraktiver ausgestaltet werden. Relativ zur intrinsisch befriedigenderen Arbeit verteuert sie sich daher auch signifikant – was einer elementaren Gerechtigkeitsforderung entspricht. Ausserdem ist zu hoffen, dass auch die gesellschaftliche Wertschätzung der «Drecksarbeit» steigt und ihr Begriff damit

obsolet wird. Was die Erwerbsarbeitsmotivation im Allgemeinen angeht, sind keine sprunghaften Veränderungen zu erwarten. Ein plötzliches Absacken der Wirtschaftsleistung ist unwahrscheinlich, würde dies doch einen ebenso plötzlichen wie radikalen Wandel des Lebensstils bedingen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass eine graduelle Entwicklung hin zu mehr Teilzeit(erwerbs)arbeit und eine Verlagerung in die sozialen und kulturellen Berufe einsetzen wird. Beides ist ganz im Sinne des Décroissance-Gedankens.

Nationalstaatlich realisierbar?

Es wäre wünschenswert, das BGE als Menschenrecht weltweit realisiert zu sehen. Ist es aber auch einem einzelnen Nationalstaat möglich, es einzuführen, ohne einen ökonomischen Kollaps zu riskieren? Allen Immigranten vom ersten Monat an ein BGE ausbezahlen, dürfte sich in der Praxis tatsächlich als unrealistisch erweisen. Für Immigranten wäre der Erhalt eines Grundeinkommens daher während zwei bis drei Jahren an eine Erwerbsarbeitsstelle zu koppeln. Diese Ungleichbehandlung ist stossend, aber wohl unvermeidbar, solange ein einzelner Nationalstaat als Vorreiter ein BGE-Inseldasein fristet.

Antifeministisch?

Gelegentlich wird eingewandt, das BGE dränge die Frauen zurück an den Herd bzw. allgemein in unbezahlte Arbeiten. Anerkennung und damit Gleichberechtigung fänden aber nur über das Erwerbsleben statt, so dass die Losung weiterhin «Lohn für Hausarbeit» lauten müsse. Sind diese Bedenken wohlbegründet? Vermutlich nicht. Einerseits wirkt das BGE ja der Verengung des Arbeitsbegriffs auf die Erwerbsarbeit entgegen, deren Status damit abgewertet wird. Andererseits ist das BGE, wie oben erwähnt, (unter anderem) gerade als ökonomische Anerkennung der unbezahlten Arbeit interpretierbar. Mit einem Grundeinkommen ausgestattete Individuen – das gilt für Frau und Mann gleichermaßen – sind ausserdem sozioökonomisch unabhängiger und daher freier, wirklich das zu tun, was ihren Bedürfnissen entspricht. Abhängigkeiten von einem «Familienernährer» entfallen. Natürlich erfüllen sich feministische Anliegen in einer BGE- und Décroissancegesellschaft nicht automatisch. Indem das BGE den Individuen aber mehr Selbstbestimmung verleiht, dürfte es sich auch aus feministischer Perspektive positiv auswirken.

Adriano Mannino studiert in Zürich Philosophie. Er engagiert sich in der JUSO und SP und es ist ihm ein Anliegen, den Décroissance-Gedanken in die Linke hineinzutragen. Ausserdem ist er Mitglied von BIEN Schweiz (Basic Income Earth Network, www.bien-ch.ch), eines weltweiten Netzwerks, das sich für die Einführung des BGE einsetzt.



WACHSTUM

SYMPTOM EINES KRANKEN SYSTEMS

THOMAS SCHNEEBERGER. DER WIDERSPRUCH IST SO EKLATANT WIE ALLTÄGLICH: FAST ALLE MENSCHEN BEHAUPTEN ODER GLAUBEN, DIE WIRTSCHAFT MÜSSE WACHSEN. JÄHRLICH, DAUERND, EWIG. WENN MAN SIE ABER FRAGT, OB UNSER PLATZBEDARF, ENERGIEVERBRAUCH, KONSUM UND UNSERE PRODUKTION EWIG ZUNEHMEN KÖNNEN ODER OB GELD AUF BÄUMEN WÄCHST, SO SAGEN ALLE EBENSOWENIG ENTSCLOSSEN NEIN. EINE ZWIESPÄLTIGE HALTUNG.

Was wächst eigentlich?

Wirtschaftswachstum wird als Zunahme des Bruttoinlandprodukts BIP verstanden, also als Zunahme des Gesamtwerts aller Güter und Dienstleistungen in einer Volkswirtschaft. Dies ist letztlich nur möglich, wenn sowohl Angebot wie Nachfrage zunehmen, also Produktion und Konsum steigen. Dies wiederum bedeutet Mehrproduktion, Mehrkonsum, Mehrenergieverbrauch, Mehrbelastung von Ressourcen und so weiter, auch wenn «nur» Dienstleistungen konsumiert und angeboten würden.

Fast sämtliche Indikatoren belegen, dass es in der Menschheitsgeschichte bisher nur Wachstum gegeben hat. Sicher gibt es Teilbereiche der Wirtschaft, einer Region, einer Branche, eines Rohstoffs, deren «Umsätze» auch Rückgänge mitgemacht haben. Global und über längere Zeiträume betrachtet ist jedoch nur eine stetige Zunahme feststellbar. Wo liegt denn dabei das Problem? Ganz einfach: Unbegrenztes materielles Wachstum ist in einem begrenzten System ausgeschlossen. Man stellt bereits fest, dass gewisse Lasten für die Erde in einem Mass zugenommen haben, das die Nutzungsmöglichkeiten einschränkt. Ökonomisch gesprochen: Die Nachfrage steigt weiter, aber das Angebot wird kleiner. Sogar der Chefökonom der UBS (damals Klaus Weltershoff) sagte vor ein paar Jahren: «Wachstum ist so etwas wie Fieber.» Sprich: Symptom eines kranken Systems!

Wie viel erträgt es?

Bei Betrachtung der Tragfähigkeit des Systems, in welchem wir leben, kommt die berechnete Frage, wie viel denn genug oder zu viel sei. Diese Grenze ist gegeben durch die Selbsterneuerungskraft des Systems, durch ein dynamisches, längerfristiges, globales Gleichgewicht zwischen Angebot und

Nachfrage. Die Tragfähigkeit ist elastisch und kaum absolut fassbar (wie der Moment des Kippens eines Tellers über die Tischkante), deshalb ist sie qualitativ zu beurteilen. Ähnlich der Antwort auf die Frage, wie viel Verkehr auf dem bestehenden Strassennetz noch tragbar sei. Sicher könnte es 10- oder 20-mal so viel sein wie heute, aber unter welchen Bedingungen und Nachteilen? Kommt es zum Kollaps oder setzt vorher eine gesunde Selbstregulierung ein? Bisher wurde das nicht ausprobiert, sondern immer nur in vorauseilendem Gehorsam dem Nachfragedruck gewichen – in diesem Beispiel mit der Verbreiterung oder dem Neubau von Strassen. Der Druck wird aber in solchen Fällen nicht abgebaut, sondern auf andere Ressourcen verlagert: Boden, Luft, Energie, Ruhebedürfnisse; oder dann betrifft die Verlagerung direkt den Menschen.

Bis jetzt ist der kollektive «grosse Knall» ausgeblieben. Vielmehr sind es schleichende «Kollapslein», die für Individuen oder andere Untereinheiten des Öko- und Soziosystems durchaus eine Katastrophe bedeuten können, das globale Überleben aber kaum gefährden. Sicher ertragen die Ressourcen auch eine lokale oder zeitlich begrenzte Übernutzung, nicht aber den heutigen Prozess: die globale, dauernde und zunehmende Übernutzung. Wir häufen einen immer schneller wachsenden ökologischen Schuldenberg an.

Ökologischer Schuldenberg

Der «Earth Overshoot Day» ist der Tag, an welchem das ökologische «Guthaben» der Menschheit für das laufende Jahr aufgebraucht ist. Ab diesem Tag leben wir auf Pump, vom Raubbau, auf Kosten folgender Generationen. 1986 reichte das Guthaben letztmals noch aus, seither lebt die Menschheit über ihre Verhältnisse. 1995 war der Pleitetag am 21. November, 2005 am 2. Oktober und dieses Jahr bereits am 21. August (www.footprintnetwork.org). Der ökologische Fussabdruck wird immer grösser, es bräuchte 1,5 Welten, die Schweiz müsste 2,8 davon haben.

Klar ist aber, dass bei steigender Nachfrage und sinkendem Angebot immer mehr Menschen immer weniger zum Leben haben, ob es sich nun um Nahrung, Wasser, Boden, Rohstoffe oder gesundheitliche Versorgung handelt. Damit steigen die Ungerechtigkeit und die Verteilungskämpfe. Dies führt zwingend zu beschleunigtem Raubbau an

den Ressourcen und letztlich wahrscheinlich zur Barbarei unter den Menschen. Nur Zyniker und hartgesottene Sozialdarwinisten zucken bei solchen Perspektiven die Schultern. Wer einen Wirtschaftszyklus mit möglichst langem Wachstum inklusive programmierten Totalabsturzes postuliert, nimmt damit das Ende der menschlichen Zivilisation in Kauf: Seuchen, «Natur»-Katastrophen und Krieg. Hinter der Wachstumskritik steht also der humanistische Ansatz, eine kultivierte Gesellschaft vor ihrer Selbstzerstörung zu bewahren.

Wachstum ist doch natürlich?

Am häufigsten werden Vergleiche mit biologischem Wachstum bemüht: «Meine Kinder wachsen ja auch, die Bäume wachsen auch, was soll daran schlecht sein? Wachstum ist doch ein Naturgesetz?» Solcher Biologismus ist unangemessen, weil er sich nicht eignet, um menschengemachte Systeme wie die Wirtschaft (oder auch ein Moral- und Wertesystem) zu begründen. Wenn man den Vergleich bei der Wirtschaft aber schon heranziehen will, dann zeigt er keine Gemeinsamkeiten, sondern nur fundamentale Unterschiede: Biologisches Wachstum anerkennt und respektiert Grenzen. Dies gilt für Individuen ebenso wie für Populationen in einem gegebenen System. Das Individuum wächst, durchlebt eine stabile Phase und stirbt. Eine Population entwickelt sich in Symbiose mit und in Konkurrenz zu anderen Populationen bis zu einem dynamischen Gleichgewicht mit ihnen. All dies ignoriert die Forderung nach immer mehr Wirtschaftswachstum.

Was haben wir für eine Vorstellung von exponentiellem Wachstum? Sie überfordert unser lineares Denken. Lineares Wachstum haben wir zum Beispiel, wenn das Vermögen jeden Monat um 100 Franken zunimmt. Bereits dieses lineare Wachstum übersteigt alle Grenzen. Die Ökonomie fordert aber sogar prozentuales Wachstum, also konstante, *relative* Zunahme. Daraus resultiert exponentielles Wachstum, eine immer steiler ansteigende Kurve, deren Höhe sich in regelmässigen Zeitabständen verdoppelt. Bald jedes Kind weiss, dass Kettenbriefe und andere Schneeballsysteme und die damit verbundenen Versprechen nicht funktionieren. Sogar wenn jeder Kettenbrief nur an zwei Personen weitergereicht würde, wäre nach 23 Weiterleitungen schon die ganze Bevölkerung der Schweiz «bedient», nach 33 Weiterleitungen jeder Erdbewohner und jede Erdbewohnerin.

Wer die Wirtschaft mit biologischen Vorgängen vergleichen will, müsste für eine Ausrichtung der Wirtschaft an ihrem physischen und biologischen Kontext einsteigen. Ohne die dauernde dynamische Erneuerung gibt es in der Biologie keine Evolution, sondern nur das programmierte Massensterben. Technisch-wirtschaftliche Innovation allein nützt nichts, wenn auch Dinosaurier-Technologien erhalten bleiben und sogar noch ausgebaut werden. Ohne Begrenzung oder Regulation gibt es im menschlichen Wirtschaften keine nachhaltige Entwicklung, sondern nur das Desaster.

Nachhaltiges Wachstum? Begriffsverwirrung!

Um es vorwegzunehmen: «Nachhaltiges Wachstum» gibt es nicht. Der englische Originalbegriff *sustainable development* aus dem Brundtland-Bericht 1987 und dem Weltgipfel von Rio 1992 kennt gut 70 deutsche Interpretationen. Die naheliegendste lautet «nachhaltige Entwicklung». Daraus machen viele Vertreter der Wirtschaft flugs ein «nachhaltiges Wachstum». Die englische Rückübersetzung würde *sustainable growth* bedeuten, was aber in der ökonomischen Terminologie nicht gebräuchlich ist. Es sieht so aus, dass dies eine Schöpfung des deutschen Sprachraums ist. Leider ist selten klar, ob der Redner bewusste Manipulation betreibt oder selbst dem Irrtum erlegen ist, (ewiges) Wachstum sei vereinbar mit den Ansprüchen der Nachhaltigkeit. Meist ist es noch plumper: «nachhaltig» wird schlicht gleichgesetzt mit «anhaltend». «Nachhaltige Kursentwicklung» meint ungebrochenes, anhaltendes Wachstum des Werts. Die inflationär verwendete Floskel «nachhaltiges Wachstum» ist also bestenfalls ein rhetorischer Notbehelf, der Zuhörer beeindruckt und Kritiker zum Verstummen bringt. Wachstum steht in direkter Konkurrenz zum Konzept der Nachhaltigkeit. Fortschritt wird heute gleichgesetzt mit technischer Entwicklung und wirtschaftlichem Wachstum. Der gesellschaftliche, politische und menschliche Teil der Entwicklung verkümmert. Echter Fortschritt, Entwicklung eben, ist auch ohne materielles Wachstum möglich.

Qualitatives Wachstum?

Als politisch populärer Ausweg aus der offensichtlichen Sackgasse wird oft das sogenannte qualitative Wachstum gesehen. Die Idee: Nur die Qualität der Produkte und Dienstleistungen soll steigen, nicht die Menge; und die Qualität wird mit Faktoren wie zum Beispiel Gesundheit, soziales Wohlbefinden, Freizeit und andern bemessen statt mit Börsenindizes und Dollars. Leider muss festgestellt werden, dass dieses Konzept nicht mehr als ein zumindest fahrlässiges Ablenkungsmanöver ist. Entweder bleibt es paradox, weil qualitativ bessere

Produkte langlebiger werden, womit sie dem BIP-Wachstum entgegenwirken; oder es bleibt illusorisch, weil erwirkte Einsparungen beim Materialverschleiss durch so genannte Rebound-Effekte zunichte gemacht werden. Im zweiten Fall bewirkt es also doch wieder materielles Wachstum. (Das nachfolgende Interview enthält Informationen zum Rebound-Effekt.)

Tatsächliches rein qualitatives «Wachstum» könnte als geistig-kulturelles Wachstum, als Entwicklung im umfassenden Sinn verstanden werden. Aber diese kann nicht monetär bewertet werden und trägt somit nicht zum geforderten Börsen- oder BIP-Wachstum nach heutiger Lesart bei.

Wachsen auf Kosten der andern?

Die größten Antreiber der wirtschaftlichen Globalisierung präsentieren in ihrem Argumentationsnotstand plötzlich nationale Perspektiven als «Lösung»:

-Die USA wollen trotz Krise wachsen. Weil die Inlandnachfrage stagniert, setzt Obama aufs Exportieren. Export wohin denn? Haben andere Nationen nicht die gleichen Bedürfnisse, zum Beispiel auch in die USA zu exportieren?

-Industrienationen wie die Schweiz oder EU-Staaten wollen trotz Stagnation der Wohnbevölkerung wirtschaftlich wachsen. Die Regierungen stellen die Einwanderung «qualifizierter Arbeitskräfte» als Lösung hin. Einwanderung woher denn? Haben die anvisierten Auswanderer-Nationen nicht die gleichen Rechte? Sie möchten ja vielleicht ihr hoch qualifiziertes Personal behalten.

Es wird schlicht nicht funktionieren. Und die unerträglich langsam zuschnappende Schuldenfalle engt sogar diesen vermeintlichen Spielraum immer mehr ein.

Effizienz als Lösung?

Rationalisierung bei den Arbeitskräften, Ressourcen- und Energieeffizienz bei weiteren Produktionsfaktoren, ist das ein Ausweg? Die bisherige Erfahrung zeigt, dass Effizienzmassnahmen das Wachstum entweder bestenfalls kaschieren oder sogar fördern. 2007 vor der Klimakonferenz von Bali erklärte China, es wolle bis 2010 seinen Energieverbrauch gegenüber 2005 um 20 Prozent reduzieren. Gewichtiger Nebensatz: «gemessen an der Wirtschaftsleistung»! Das bedeutet: Die geübten 8-10 Prozent Wirtschaftswachstum pro Jahr ergeben in den 5 Jahren ein Wachstum von 47-61 Prozent. Selbst eine angebliche relative Energie-»Einsparung« von 20 Prozent, bezogen auf die (gestiegene) Wirtschaftsleistung, bedeutet damit einen absoluten Energie-Mehrverbrauch von 18-29 Prozent. Tatsächlich stieg der Energiehunger noch stärker an, nämlich praktisch parallel zum Wirtschaftswachstum.

Die Entkopplung von Wirtschaftswachstum und gesteigertem Energiebedarf ist bisher trotz zahlreicher Behauptungen und Hoffnungen nirgends zu beobachten. Der Wirtschaftswissenschaftler Niko Paech sagt es so: «Am Mythos der Entkopplung wird trotz ihres systematischen Scheiterns festgehalten.» Hingegen gibt es zahlreiche Beispiele und Belege für die ungebrochene Korrelation zwischen Wachstum und Energieverbrauch. Und der Energiebedarf ist nur dann gesunken, wenn das Wirtschaftswachstum stockte: Letztes Beispiel 2009: Stromverbrauch: minus 2 Prozent; BIP-Entwicklung: minus 1,5 Prozent.

Biologische Grenzen

Die einzige absolute Netto-Energie-Zufuhr ins System Erde ist die Sonnenenergie. Die Deutsche Forschungsanstalt für Landwirtschaft hat es ausgerechnet: Wenn Europa ein Drittel seiner Landwirtschaftsfläche nur noch für Agro-Treibstoffe statt für Lebensmittel verwenden würde, könnte man damit nur 10 Prozent des Benzins und 10 Prozent des Strombedarfs ersetzen! Weit über die Hälfte des Erdöls wird global für den Verkehr verwendet. Erdöl ist unersetzlich, wenn wir die heutige Massensmobilität aufrechterhalten wollten. Diese Dimensionen sind furchterregend.

Physikalische Grenzen

Beispiel Mobilität: Ein Verbrennungsmotor hat einen Wirkungsgrad von ungefähr 35 Prozent. Elektromotoren wären bis über 90 Prozent wirksam (ohne Beachtung der Strom-Produktionsart). Aber wie will man die heutige gigantische Benzinmenge durch Strom ersetzen? Die rund 450 Atomkraftwerke weltweit produzieren «nur» 4 Prozent der ver(sch)wendeten Energie! Wenn wir diesen Anteil schon nur auf 10 oder 20 Prozent steigern wollten, müssten rund 1000 neue Kernkraftwerke gebaut werden. Dazu gibt es nicht mal genug Uran, geschweige denn Geld und Akzeptanz. Dies legte der (wachstumskritische) Schweizer Kernphysiker Pierre Lehmann dar (Greenpeace-Magazin 2/2007).

Effizienz wird somit nur zum Feigenblatt für den absolut steigenden Ressourcenbedarf, falls wir dem Wachstum weiter fröhnen. Was nützt es, ein Haus in Bezug auf den Energieverbrauch zu sanieren, wenn gleichzeitig zwei zusätzliche Häuser, Fabriken, Lagerhäuser oder Bürogebäude gebaut werden? Nichts. Das zusätzlich beheizte Volumen braucht mehr Energie, als durch die Sanierung eingespart wird.

Die Technologie kann noch so sparsame Autos entwickeln. Wir können noch so viele Sparlampen einsetzen. Und wir können noch so viele Solarmodule bauen.

Wenn wir unsere Bedürfnisse weiterhin so vermehren wie bisher, dann ist jeder scheinbare Gewinn bald wieder überkompensiert. Weder «Effizienz» noch der «Markt» können diesen desaströsen Prozess stoppen; sie können ihn bestenfalls verlangsamen. Nur ein Nullwachstum (gemittelt über beispielsweise jeweils 10 Jahre) auf dem dauerhaft tragfähigen Niveau des Systems (oder darunter) kann Bestand haben. Dennoch wird am Dogma des Wirtschaftswachstums festgehalten, quer durch alle Schichten, Parteien und öffentlich unterstützten Denkfabriken.

Thomas Schneeberger ist Elektroingenieur und befasst sich privat mit den Entwicklungen in Umwelt und Wirtschaft.

DÉCROISSANCE IM GESPRÄCH

INTERVIEW MIT MARCEL HÄNGGI



THOMAS SCHNEEBERGER. MARCEL HÄNGGI IST JOURNALIST UND BUCHAUTOR MIT DEN SCHWERPUNKTEN UMWELT UND WISSENSCHAFT. IN SEINEM BUCH «WIR SCHWÄTZER IM TREIBHAUS» (ROTPUNKTVERLAG, ZÜRICH, 2. AUFLAGE 2009) HAT ER GEZEIGT, DASS DAS PROBLEM DES KLIMAWANDELS NICHT MIT BLOSS TECHNISCHEN MASSNAHMEN GELÖST WERDEN KANN. ER PLÄDIERT FÜR EINEN GESAMTGESELLSCHAFTLICHEN RICHTUNGSWECHSEL, DEN ER IM BUCH SO UM-SCHREIBT: «WIR BRAUCHEN WENIGER TREIBHAUSGAS-EMISSIONEN, WENIGER UMWELTZERSTÖRUNG, WENIGER RESSOURCENVERBRAUCH, WENIGER WIRTSCHAFTSLEISTUNG, WENIGER KONSUM, TIEFERE MATERIELLE ANSPRÜCHE, MEHR LANGSAMKEIT, WENIGER UNGERECHTIGKEIT, MEHR LEBENSGENUSS.»

Bei den Bestrebungen um Effizienzmassnahmen beim Rohstoff- und Energie-Einsatz ist mehr und mehr vom Rebound-Effekt die Rede. Könnten Sie den Effekt erläutern und Beispiele nennen?

Rebound-Effekte bewirken, dass Effizienzsteigerungen nicht oder nur teilweise zu den erwarteten Einsparungen führen oder sogar Mehrverbrauch auslösen. Ein Beispiel: Ein effizienteres Auto braucht weniger Benzin, die Benzinkosten (und auch das schlechte Gewissen) sinken. Was weniger Kosten verursacht, wird mehr nachgefragt, man fährt weiter. Das ist direkter Rebound. Indirekter Rebound bedeutet, ich spare das Geld tatsächlich, gebe es aber für andere Zwecke aus. Wenn man damit zum Beispiel durchschnittlich produziertes Fleisch kauft, verursacht man sogar einen grösseren Klimaschaden, als wenn man mehr Auto gefahren wäre. Ferner gibt es Gesamtmarkteffekte: Wenn die Energie gespart wird, ist sie als zusätzliches Angebot auf dem Markt, wird billiger und wird von jemand anderem konsumiert.

Was sollte denn mit gesparter Energie oder gespartem Geld passieren, damit es keine Reboundeffekte gibt?

Man denkt vielleicht an immateriellen Konsum (Buch, Theater), aber das Geld bleibt so auch im Kreislauf. Wenn man es in die Bank legt, ist es der Kontrolle noch mehr entzogen und wird in potentiell schädliche Tätigkeiten investiert. Der beste Beitrag wäre, weniger zu arbeiten, weil man ja auch weniger braucht und keine Einbussen hätte.

Letzteres wäre eine echte Décroissance-Strategie?

Ja, aber nur auf der individuellen Ebene. Gesamtgesellschaftlich gibt es nur eines, es müsste weniger Energie auf den Markt gelangen. Der Ökonom Hans-Werner Sinn stellt lakonisch fest, dass alles, was aus dem Boden geholt wird, auch verbraucht wird (Rohstoffe, Energie).

Gibt es denn politische Strategien für eine entsprechende Regulierung?

Ja: Um weniger CO₂ zu produzieren, muss man weniger Kohlenstoff verbrennen. Weil alles, was auf den Markt gelangt, verbrannt wird, muss weniger auf den Markt gelangen. Das heisst: Rationieren! Das tönt nun realpolitisch völlig unmöglich. Aber tatsächlich gibt es Rationierungssysteme: Das Kyoto-Protokoll schafft ein solches, der EU-Emissionshandel ebenfalls. Beide Systeme sind viel zu schwach und so voller Ausnahmen, dass sie nicht mehr sind als ein zu kleiner und löchriger Deckel auf einem Dampfkochtopf. Aber im Grunde sind sie Rationierungsmassnahmen.

Muss Energie teurer werden?

Da muss man aufpassen. Die Gleichung «steigende Erdölpreise machen Sonnen- und Windenergie konkurrenzfähiger» ist zu kurz gedacht. Momentan wird dadurch in erster Linie die Kohle konkurrenzfähiger, und es werden unkonventionelle Öl- und Gas-Lagerstätten ausgebeutet, die grosse lokale Umweltschäden hinterlassen. Also kein Gewinn, sondern ein Verlust. Der An-

stieg des Preises ist Ausdruck gestiegener Nachfrage. Richtig ist: Damit die Konsumenten weniger konsumieren, müsste für sie der Preis steigen. Aber für die Produzenten müsste der Preis sinken, damit sich der Abbau nicht mehr lohnt. Hier öffnet sich eine Schere, und diese Differenz muss der Preis des CO₂ sein.

Kann technischer Fortschritt der De-growth-Gesellschaft von Nutzen sein?

Effizienzsteigerungen führen grundsätzlich zu mehr Wachstum. Nun sagen viele, dass das Wachstum nur vom Ressourcenverbrauch entkoppelt werden müsse: Das ist der Green New Deal. Aber Entkoppelung gelingt immer nur partiell: für gewisse Umweltfaktoren, für begrenzte Zeit. Es scheint Bereiche zu geben, wo Entkoppelung gelingt: Computer werden immer kleiner, brauchen in der Herstellung also immer weniger Material, um die gleiche Leistung zu bringen. Aber damit dieser Fortschritt zur Geltung kommt, muss man die neuen Computer auch kaufen – der Berg des hochgiftigen Elektronikschrotts wächst und wächst. Die absurde Abwrackprämie für Autos stand in dieser Logik. Man kann ja schon finden, die Wirtschaft solle «qualitativ» statt quantitativ wachsen, solle immer besser statt immer mehr produzieren. Aber wenn Wachstum immer weiter gehen soll, muss alles eines Tages doppelt, dann viermal, achtmal, sechzehnmal so gut sein wie heute. Und ich habe, ehrlich gesagt, Mühe, mir beispielsweise ein Theaterstück vorzustellen, das sechzehnmal so gut ist wie der «Hamlet».

Stichwort 2000-Watt-Gesellschaft: Auch wenn wir 2000 Watt pro Kopf erreichen würden, steigt die Anzahl der Verbraucher.

Das 2000-Watt-Ziel ist eine Idee für Industrieländer, die heute weit mehr verbrauchen. Global sind wir heute eine 2300-Watt-Gesellschaft. Die Bevölkerungen wachsen heute wieder weniger schnell als früher, das hat mit gewissen Fortschritten in der Bildung zu tun. Natürlich wächst der Gesamtverbrauch, wenn pro Kopf gleich viel verbraucht wird und die Zahl der Köpfe zunimmt. Die Ungleichverteilung ist dabei aber das grössere Problem als die Anzahl der Köpfe. Stellen Sie sich einen Kindergeburtstag vor. Das erste Kind schnappt sich den halben Geburtstagskuchen, das zweite einen weiteren Drittel und so weiter; für das letzte bleiben nur Brosamen. Wer in erster Linie die Bevölkerungsgrösse als Problem sieht, wird sagen: Lade weniger Kinder ein! Der Befürworter des Wirtschaftswachstums wird sagen: Backe einen grösseren Kuchen! Dabei wissen alle, dass sich die ersten zwei einfach zurückhalten sollten.

In Ihrem nächsten Buch geht es um Energie. Welche Analysen und Perspektiven sind da zu erwarten?

Heute spricht man nur von der problematischen Energiebereitstellung: Uran, Erdöl ausbeuten, Transport und so weiter. Dahinter steckt die Vorstellung, die Anwendung der Energie sei unproblematisch – würde Energie nur «sauber» bereitgestellt, gäbe es kein Energieproblem. Das halte ich für Unsinn, denn jede Energieanwendung ist immer sozial und ökologisch relevant, sonst wäre sie ja ineffizient. Salopp gesagt: Auch ein Elektroauto, das mit Solarstrom fährt, tötet das Kind, das es überfährt. Ich frage, welche Energiemenge für uns optimal wäre. Zu wenig ist nicht günstig, aber wir in den reichen Ländern verbrauchen zu viel. Meine Hypothese ist: Uns würde es besser gehen mit weniger Energieverbrauch.

Freiwilliger Verzicht dank Einsicht jedes Einzelnen?

Von individueller Freiwilligkeit halte ich nicht viel. Wenn Einzelne sich suffizient

verhalten, freuen sich andere. Deshalb soll es eine gesellschaftliche Strategie sein, und die politische Debatte muss ausgebaut werden. Die Stadt Zürich hat 2008 das 2000-Watt-Ziel in ihre Gemeindeordnung geschrieben, andere werden folgen. Stichwort Suffizienz: Das tönt nach Verzicht. Verzicht wird aber nur gegenüber etwas Normalem als Verlust empfunden. Normal ist heute, jederzeit überall hinzufahren mit dem Auto. Früher war es normal, dass Kinder alleine draussen sein und in den Strassen spielen konnten. Dieser Verlust ist heute normal und gilt kaum mehr als Verzicht. Es geht nicht um die Frage, ob wir auf etwas verzichten müssen, sondern worauf wir verzichten sollten – und was wir dabei gewinnen.

Also ein kollektives Bewusstsein fördern?

Genau. Und damit «kollektives Bewusstsein» nicht zu sehr nach Esoterik tönt: Es geht um die Frage, wer die Macht besitzt zu definieren, was normal sei.

SUFFIZIENZ

SUFFIZIENZ – NOTWENDIGKEIT UND MEHRWERT

MARTIN HURNI.* WACHSTUM UND EFFIZIENZ SIND HEUTE ALS POLITISCHE LEITBILDER VORHERRSCHEND. DABEI SOLLTE LÄNGST AUCH EIN ANDERES LEITBILD PRÄSENT SEIN, NÄMLICH DAS DER SUFFIZIENZ. NUR MIT DIESEM KANN AKTUELLEN HERAUSFORDERUNGEN ADÄQUAT BEGEGNET WERDEN. WESHALB IST DAS SO, WIE SOLL DAS KONKRET AUSSEHEN UND WAS BEDEUTET EIGENTLICH SUFFIZIENZ?

Suffizienz ist im deutschen Sprachraum als Begriff kaum bekannt, sehr wohl bekannt aber ist seine Bedeutung. Suffizienz bedeutet soviel wie Genügsamkeit oder Angemessenheit. So verstanden ist sie in der Philosophie seit der Antike weit verbreitet. Die massvolle Befriedigung von individuellen Bedürfnissen wird oft als Voraussetzung für ein glückliches Leben verstanden. Entscheidend ist dabei die Frage nach dem «rechten Mass» und damit die Annahme, dass etwas genug sein kann. Dieser normative Aspekt liegt der Suffizienz zu Grunde. In gesellschaftlichem Kontext gewann der Begriff Anfang der Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts an Bedeutung. In Anlehnung an Herman Daly führte ihn Wolfgang Sachs in die ökologische Debatte ein und stellte ihn der Effizienz gegenüber.

Suffizienz versus Effizienz

Effizienzstrategien haben zum Ziel, dass derselbe Output mit weniger Ressourceninput erreicht wird, beispielsweise die gleiche Gütermenge bei geringerem CO₂-Ausstoss. Es geht dabei um relative Zahlen. In einer Welt mit knappen und begrenzten Ressourcen aber interessieren in erster Linie absolute Zahlen, und um diese kümmern sich Suffizienzstrategien. Effizienzstrategien sind nur sinnvoll, wenn ihnen Suffizienzziele vorangestellt werden. Damit erst wird verhindert, dass der Reduktionseffekt von Effizienzstrategien durch einen Mehrverbrauch aufgeessen werden kann. Dies lässt sich anhand der CO₂-Reduktionsziele gut veranschaulichen. Diese sind in erster Linie Suffizienzziele, da sie ein Genug beziehungsweise das ohne gravierenden

Schaden noch Mögliche definieren. Innerhalb ebendieser Schranken – und nur innerhalb dieser – können entsprechende Effizienzstrategien verfolgt werden.

In diesem Zusammenhang drängen sich bald einmal Fragen der Verteilungsgerechtigkeit auf, beispielsweise, ob sich eine Gesellschaft Fahrzeuge «leisten» kann und will, die zwar relativ effizient, im Vergleich zu anderen jedoch deutlich CO₂-intensiver sind. Oder ob das Brot der einen vom Bio-Kraftstoff der anderen gefressen werden darf. Suffizienz meint im Grunde eine Zügelung der Gier zugunsten der gerechten Verteilung der Güter zur Befriedigung der Grundbedürfnisse aller. Im Gegensatz zur oft als wertfrei (miss-)verstandenen Effizienz besitzt Suffizienz einen explizit normativen Charakter. Sie fragt nach Wertvorstellungen und nach dem Verständnis von Fortschritt als solchem.

Weniger kann mehr sein

Wirtschaftswachstum wird heute oft als Mass für Fortschritt verstanden. Obwohl wir materiell längst gesättigt sind – man

spricht auch von Überflussgesellschaften –, wird weiterhin alles daran gesetzt, eben dieses Wachstum zu fördern. Dies ist aus zwei Gründen verheerend. Zum einen führt uns diese Entwicklung früher oder später in den ökologischen Kollaps, zum andern befriedigen mehr Güter nicht automatisch mehr echte Bedürfnisse. Welche absurden Züge dies annehmen kann, zeigt die Tatsache, dass die Wirtschaft heute gezwungen ist, uns mit Hilfe von Werbung Bedürfnisse einzureden, die wir ohne sie gar nicht hätten. Im Extremfall kann man sogar beobachten, dass der wahrhaft glückliche Mensch heute als ökonomische Katastrophe angesehen wird, da er sowohl als Produktionsfaktor wie auch als Konsumfaktor ausfällt. Suffizienz tritt dieser Entwicklung entgegen, indem sie die Frage nach dem Verständnis von Fortschritt aufwirft. Sie kann helfen, unnötigen Ballast abzuwerfen und das Besinnen auf Tätigkeiten, die uns als Menschen weiter bringen, zu fördern. Sie muss keinesfalls eine Beschränkung bedeuten, sondern kann vielmehr Mehrwert schaffen.

Dennoch wird Suffizienz in der politischen Debatte oft auf einen mahnenden Zeigefinger reduziert und als moralisch durchtränkt zurückgewiesen. Ist aber die Annahme, dass ein Mehrkonsum immer auch zusätzlichen Nutzen mit sich bringt, nicht genauso normativ? Warum erwarten wir nicht ganz selbstverständlich, dass sich die soziale Güte einer jeden Gesellschaft nicht an der Höhe und Geschwindigkeit individuellen Konsums, sondern an der Dichte und Qualität gemeinschaftlicher Interaktionen bemisst? Weshalb formulieren wir kein Recht auf Suffizienz, das etwa lauten könnte: Niemand soll immer mehr haben wollen müssen? Vor dem Hintergrund eines solchen Schutzrechtes wäre es Aufgabe der Politik, Suffizienz zu schützen und zu ermöglichen.

Mögliche Reformansätze

Zum einen muss das Ziel einer solchen Politik sein, den der Marktwirtschaft inhärenten Wachstumszwang und vor allem ihren Wachstumsdrang wesentlich zu reduzieren und an normative Qualitätsziele zu knüpfen. Hierzu seien zwei mögliche Ansätze kurz angedeutet. Erstens die Minderung des Wachstumsdrangs durch Umgestaltung der Rechtsformen von Unternehmungen. Konkret könnte die Aktiengesellschaft ersetzt werden durch eine Unternehmensform, die nicht in gleicher Weise auf Wachstum ausgerichtet ist, z.B. die Stiftung. Zweitens ein Einbau der Eigenarbeit und eines obligatorischen Sozialdienstes in die Einkommenspolitik. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, dass nicht nur monetär entgeltete Arbeit, also der Lohnerwerb, massgebend ist für

die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, sondern auch die Eigenarbeit, d.h. die Arbeit zur Selbstversorgung, sowie die Sozialdienste zur gegenseitigen Hilfe.

Zum andern geht es auch darum, eine gerechtere Verteilung des Vorhandenen zu erreichen. Die Marktwirtschaft maximiert zwar auf effiziente Weise den Wohlstand, ist aber oft blind gegenüber Verteilung und Gerechtigkeit. Als ein weiterer Reformansatz kann das bedingungslose Grundeinkommen, kombiniert mit geschickter Fiskalpolitik, ein Weg sein, die eigentlich zur Genüge vorhandenen Güter gerechter zu verteilen. Denn mit einer gesicherten Grundversorgung wird erreicht, dass, besonders bei ökonomischen Krisen, nicht die Ärmsten die grössten Lasten tragen müssen, beispielsweise in Form von Arbeitslosigkeit oder prekären Arbeitsbedingungen. Suffizienz dient dabei als Leitidee für ein

entsprechendes politisches Handeln. Sie fördert das Verständnis dafür, dass unsere Gesellschaft sich grundlegend ändern muss, soll sie denn nachhaltig werden, und macht deutlich, dass die notwendigen Veränderungen auch einen Mehrwert bedeuten können – nämlich ein Mehr an Lebensqualität.

Dieser Artikel ist eine Collage aus Texten des Studio!sus zum Thema Suffizienz, welcher vom Autor mitgestaltet wurde. Alle entsprechenden Textfragmente wurden unter creative commons Lizenzen veröffentlicht.

Martin Hurni ist Bachelor in Umweltnaturwissenschaften und studiert momentan im Masterstudiengang «Geschichte und Philosophie des Wissens» an der ETH Zürich. Er hat sich intensiv mit dem Thema Suffizienz beschäftigt, insbesondere als Chefredaktor des Studio!sus. www.studiosus.project21.ch

VIVIR BIEN

DAS GUTE LEBEN ALS PARADIGMA DER ZUKUNFT

PHILIPP ZIMMERMANN. SEIT EINIGEN JAHREN ERLEBT LATEINAMERIKA EINEN POLITISCHEN AUFBRUCH. DIE EMANZIPATORISCHEN REGIERUNGEN IN ECUADOR UND BOLIVIEN STEHEN NICHT NUR FÜR SOZIALE GERECHTIGKEIT, WIRTSCHAFTLICHE UNABHÄNGIGKEIT UND DEMOKRATISCHE PARTIZIPATION, SONDERN AUCH FÜR EIN NEUES LEBENSMODELL: DAS <VIVIR BIEN>.

«Wir erleben nicht eine Epoche des Wandels, sondern einen Epochenwandel», sagt der Präsident Ecuadors, Rafael Correa. In der Tat hat sich in Ecuador seit dem Amtsantritt der Regierung Correa im Jahre 2007 vieles verändert. Im Oktober 2008 hat das Land sich mit überwältigender Mehrheit an der Urne eine neue Verfassung gegeben und ist damit in eine neue Epoche eingetreten. Das Neue an dieser Verfassung ist nicht nur, dass sie erstmals in der Geschichte Ecuadors durch einen demokratischen Prozess unter Einbezug der sozialen Bewegungen und Vertretungen der *Indígenas* erarbeitet wurde; neu ist auch das grundsätzliche Paradigma, auf dem sie beruht. Bereits in der Präambel heisst es, mit dieser Verfassung solle «eine neue Art des Zusammenlebens der BürgerInnen» geschaffen werden, «in Diversität und Harmonie mit der Natur, um das Gute Leben, das *Sumak Kawsay*, zu erlangen».

Nur drei Monate nach der Annahme der neuen Verfassung durch das ecuadorianische Volk stimmten die Menschen in Bolivien über eine Neukonstituierung des Landes als «Plurinationaler Staat Bolivien» ab. Die Regierung von Evo Morales Ayma, dem seit 2006 amtierenden ersten indigenen Präsidenten Südamerikas, hatte schon in ihrem ersten Amtsjahr den Impuls zu einer Verfassungsgebenden Versammlung gegeben, welche die neue Verfassung unter Einbezug vieler sozialer – speziell indigener – Bewegungen ausarbeitete. Im Referendum am 25. Januar 2009 stimmten ihr über 61 Prozent der BolivianerInnen zu. Auch hier weist die Präambel darauf hin, dass dieser neue Staat auf den Prinzipien der «Souveränität, Würde, Komplementarität, Solidarität, Harmonie und Ausgewogenheit in der Verteilung des Sozialprodukts» basiert, und dass «die Suche nach dem Guten Leben» sein Ziel ist.

Das Kollektiv und Mutter Erde

Doch was ist konkret unter diesem «Guten Leben» zu verstehen? Grundsätzlich geht es um ein Leben, in dem die Bedürfnisse der Menschen in einem meist lokalen Rahmen und kollektiv in der Gemeinschaft verstanden und befriedigt werden. Prinzipien des *Vivir bien* sind die Komplementarität, die Reziprozität in allen Beziehungen, die Harmonie unter den Menschen und mit der Natur. Häufig beruft man sich auch auf die überlieferten Lebensformen in den indigenen Gesellschaften, mit ihren traditionellen Formen der Medizin, der kommunalen Justiz und des dörflichen Kollektivs.

Vivir bien hat aber in heutigen Gesellschaften noch weiter gehende Bedeutungen: Es ist ein wichtiges Element der definitiven Entkolonisierung der lateinamerikanischen Länder, da man sich wieder auf althergebrachtes Wissen und eigene Erfahrungen stützt, um die Struktur des Kolonialstaats endgültig zu zerschlagen. Insbesondere bietet *Vivir bien* vielen Menschen, die nie so richtig in der Industrie- und Konsumgesellschaft angekommen sind – und dies auch nie wollten – eine Möglichkeit, aus der Dichotomie zwischen Mensch und Natur auszubrechen, um in ihrem Bewusstsein bestärkt zu werden, dass der Mensch ein Teil der Natur ist und nur im Einklang mit ihr, nie aber gegen sie leben kann. Das Gute Leben steht also auch für die Rückkehr zur Mutter Erde.

Wichtig ist, zu wissen, dass das Gute Leben kein intellektuelles Programm ist, sondern vor allem ein in der Gemeinschaft gelebter Prozess. So sagt Evo Morales, früher hätten die Intellektuellen in Europa nachgedacht und Theorien entwickelt, die man dann in Lateinamerika in die Praxis umzusetzen versuchte. Heute hingegen erlebe man in Lateinamerika reale Prozesse des Wandels, und die Intellektuellen müssten hingehen und versuchen, das zu verstehen, was dort geschieht.

Eine internationale Bewegung

Obwohl das Wissen um das Gute Leben seit vielen Generationen bei den indigenen Völkern vorhanden ist, gibt es also einen Anspruch und auch eine Notwendigkeit, das Konzept international bekannt zu machen. An der Klimakonferenz in Kopenhagen im Dezember 2009 hat etwa die bolivianische Delegation darauf hingewiesen, dass ein neues Verständnis der Beziehungen zwischen Mensch und Natur auch in den Industriestaaten Not tut und dass die Rechte der Mutter Erde geschützt werden müssen, wenn der Mensch auf ihr überleben will. Auch der venezolanische Präsident Hugo Chávez insistierte an jener Konferenz, dass das zerstörerische kapitalistische Produktionsmodell lebensfeindlich ist, und nahm

den Slogan der Klimabewegung auf, wonach nur ein Systemwechsel den Klimawandel aufhalten kann.

Aufgrund des Scheiterns der Kopenhagener Konferenz lud Evo Morales im April 2010 zur «Weltkonferenz der Völker über den Klimawandel und die Rechte der Mutter Erde» ein. Zehntausende aus aller Welt folgten dem Aufruf und debattierten in Cochabamba Auswege aus dem Kapitalismus, der im Abschlussdokument als Ursache für den Klimawandel identifiziert wurde. Im selben Dokument findet sich der Vorschlag für ein neues System der Produktion und des menschlichen Zusammenlebens, das auf folgenden Prinzipien des *Vivir bien* basiert:

- Harmonie und Gleichgewicht unter allen und mit allem;
- Komplementarität, Solidarität und Gleichheit;
- kollektives Wohlergehen und Befriedigung der Grundbedürfnisse aller in Harmonie mit der Mutter Erde;
- Achtung der Rechte der Mutter Erde und der Menschenrechte;
- Anerkennung des Menschen für das, was er ist, nicht für das, was er hat;
- Beseitigung jeder Form von Kolonialismus, Imperialismus und Interventionismus;
- Frieden zwischen den Völkern und mit der Mutter Erde.

Es ist anzunehmen, dass es noch einige Interaktion zwischen Theorie und Praxis braucht, bis aus diesen Grundsätzen ein sozioökonomisches Projekt wird, das auch in unserem Teil der Welt den politischen Alltag prägen kann. Trotzdem ist klar, dass das Konzept des Guten Lebens eine wichtige

Orientierung sein wird, wenn wir uns auch hier daran machen, die gesellschaftlichen Strukturen im Sinne einer wirklichen Nachhaltigkeit umzubauen.

Philipp Zimmermann ist Student der Geschichte und Philosophie, Kolumnist, Präsident der Grünen Spiez. Er engagiert sich in der Solidaritätsbewegung für die emanzipatorischen Prozesse in Lateinamerika.

ALLGEMEINE ERKLÄRUNG DER RECHTE DER MUTTER ERDE

Vorschlag der Weltkonferenz der Völker über den Klimawandel und die Rechte der Mutter Erde.

Unserer Mutter Erde werden folgende Rechte zugesichert:

- Das Recht auf Leben und Existenz.
- Das Recht, respektiert zu werden.
- Das Recht auf Fortsetzung ihrer Zyklen und Lebensprozesse frei von menschlichen Eingriffen.
- Das Recht auf Erhaltung ihrer Identität und Integrität als unterschiedliches, selbstreguliertes und mit anderen in Beziehung stehendes Wesen.
- Das Recht auf Wasser als Lebensquelle.
- Das Recht auf saubere Luft.
- Das Recht auf integrale Gesundheit.
- Das Recht, frei von Kontamination und Verschmutzung, von giftigen und radioaktiven Abfällen zu sein.
- Das Recht, keine genetischen Veränderungen und Modifizierungen ihrer Struktur zu erleiden, die ihre Integrität oder ihre lebenswichtigen und gesunden Funktionen bedrohen.
- Das Recht auf volle und schnelle Wiederherstellung bei Verletzungen der in dieser Erklärung anerkannten Rechte, die durch menschliche Aktivitäten verursacht werden.



LANDWIRTSCHAFT UND GLOBALISIERUNG

WAS WÄCHST DENN DA?

URSULA SCHMITTER. DIE LANDWIRTSCHAFT IST IN EINE ABHÄNGIGKEIT VON DER WACHSTUMSWIRTSCHAFT GERATEN, AUS DER SIE SICH WIEDER BEFREIEN MUSS. WIR KÖNNEN IHR DABEI HELFEN.

Erstes Beispiel: In Nairobi, der Hauptstadt des Mangolands Kenia, wird Mangokonzentrat aus Pakistan verkauft, weil sich die Verarbeitung und Vermarktung der Früchte aus einheimischer Produktion nicht lohnt.

Zweites Beispiel: In afrikanischen Ländern wird tiefgekühltes europäisches Hühnerfleisch auf lokalen Märkten so billig verkauft, dass die einheimische Produktion zusammenbricht. Afrikanische KonsumentInnen erkranken häufig nach dem Konsum von solchem Fleisch, weil es dort für die meisten weder Kühlschränke noch Lebensmittelkontrollen gibt.

Drittes Beispiel: Behörden und Wirtschaftsverbände fordern die schweizerischen Landwirte auf, nicht mehr vor allem für die Versorgung der schweizerischen DurchschnittskonsumentInnen zu produzieren – das besorgt die ausländische Billigkonkurrenz nämlich mit wachsendem Erfolg –, sondern sich auf die Produktion von Luxusprodukten für eine kaufkräftige Kundschaft im Ausland zu konzentrieren.

Viertes Beispiel: Die traditionelle Milch- und Fleischproduktion hat unter dem Druck der internationalen Konkurrenz ausgedient. «Hochleistungsvieh» hat in Europa die anspruchsloseren Viehrassen verdrängt und wird allmählich zur Regel. Diese Tiere kann man nicht mehr einfach mit Gras und Heu füttern. Sie brauchen Zusatzfutter wie Mais, Getreide und Soja. Soja wird oft aus Lateinamerika importiert.

LITERATUR ZUM THEMA:

Mathias Binswanger, Globalisierung und Landwirtschaft, Mehr Wohlstand durch weniger Freihandel, Picus Verlag, Wien 2009.

Tanja Busse, Die Ernährungsdictatur, Warum wir nicht länger essen dürfen, was uns die Industrie aufischt, Blessing Verlag, München 2010.

Rob Hopkins, Energiewende – Das Handbuch, Verlag Zweitausendeins, Frankfurt am Main, 2. Auflage 2010.

Fünftes Beispiel: 2004 exportierte Grossbritannien insgesamt 15,5 Millionen Kilo Milch und Rahm nach Deutschland. Gleichzeitig wurden 17,2 Millionen Kilo aus Deutschland importiert. Beide Länder haben auch insgesamt 1,5 Millionen Kilo Kartoffeln ausgetauscht.

Diese fünf Beispiele haben scheinbar wenig miteinander zu tun. Landwirtschaftsfragen sind in der Regel so komplex, dass im globalisierten Chaos kaum mehr jemand den Durchblick hat. Aber was für viele Bereiche der globalen Gesellschaft gilt, das gilt auch für die Landwirtschaft: Sie ist von einigen wenigen Grundtatsachen geprägt, die bei aller Komplexität der Zusammenhänge immer die gleichen sind. Vielleicht wird ein Durchblick möglich, wenn wir ein Bild zu Hilfe nehmen: das Bild des Vorgangs, der seit Jahrtausenden die Grundlage landwirtschaftlicher Tätigkeit bildet. Es ging darum, erwünschte Nutzpflanzen, schützen, zu pflegen und es ging und geht darum, unvermeidliche «Begleitflora» dass sie nicht zum wuchernden Unkraut bedrängt wird, das die Nutzpflanze oder erdrückt.

Eine Übertragung dieses Bildes auf die Situation der Landwirtschaft lässt Folgendes erkennen: Die Nutzpflanze Landwirtschaft und ihre Begleitflora – der Handel mit Lebensmitteln – können ein Gleichgewicht bilden, das für beide Seiten nützlich ist. Heute ist die Landwirtschaft aber zunehmend – und oft schutzlos – wuchernden Wirtschaftszweigen ausgesetzt, die sie bedrängen und manchmal erdrücken. So gedeiht jetzt nicht mehr vor allem eine ausgewogene Lebensmittelproduktion; es gedeihen die Wirtschaftsbereiche, die die Landwirtschaft im Laufe weniger Jahrzehnte in ihre Abhängigkeit gebracht haben. Das sind im Wesentlichen die Pflanzenschutz- und Düngemittelindustrie, die Lebensmittel- und Verarbeitungsindustrie und die Supermarktketten. Sie üben heute

auf die Landwirtschaft einen Druck zur Effizienzsteigerung aus, dem sie in vielen Gegenden der Welt nicht mehr gewachsen ist. Damit wird die Landwirtschaft der Aufgabe beraubt, die sie immer hatte: Sie kann nicht mehr durch die Produktion von Nahrungsmitteln unser Überleben sichern. Sie muss als Teil der globalisierten Wirtschaft unter Wachstumszwang arbeiten. Sie ist also Teil einer Megamaschine geworden, die nicht im Dienste der Menschen steht, sondern nur ihr eigenes Weiterfunktionieren bezweckt. Begünstigt werden dabei Grossgrundbesitz, Monokulturen und voll automatisierte Arbeitsabläufe. Geopfert werden die natürlichen Lebensgrundlagen und die Versorgungssouveränität.

Kann man die Landwirtschaft von dieser destruktiven Begleitflora wieder befreien? Die Antwort ist Ja. Sie liegt in vielen praktischen Ansätzen bereit. Hier einige Beispiele:

- Wir müssen immer wieder laut fordern, dass internationale Abkommen, die die Landwirtschaft betreffen – in der Regel so genannte Freihandelsabkommen –, nicht mehr unter Ausschluss der Öffentlichkeit und unter Umgehung der demokratischen Strukturen abgeschlossen werden.
- Die internationale Organisation *Via Campesina* umfasst mehr als hundert kleinbäuerliche Organisationen – darunter die schweizerische *Uniterre* – und setzt sich ein für Ernährungssouveränität, d.h. für eine Landwirtschaft, die vor allem Nahrung für die lokale Bevölkerung produzieren soll. Selbstversorgung, lokaler und regionaler Handel sollen Vorrang vor Exporten und Weltmarkt haben. Wer etwas tun will, kann *Via Campesina* bei ihren Aktionen unterstützen (www.viacampesina.org).
- Der Weltagrarbericht, 2008 gegen den Widerstand der Gentechnikindustrie veröffentlicht und mittlerweile von 58 Staaten unterzeichnet, stärkt weltweit die Kräfte, die in Richtung Ernährungssouveränität arbeiten und wirken. Diesen Bericht gilt es bei jeder Gelegenheit in Erinnerung zu rufen, auch bei uns. Seine wissenschaftlich abgestützten Empfehlungen sind für die Förderung der Subsistenzlandwirtschaft von unschätzbarem Wert.
- Die schon existierenden oder im Entstehen begriffenen Netzwerke für Vertragslandwirtschaft tragen dazu bei, dass sich ProduzentInnen und KonsumentInnen aus ihrer Abhängigkeit von Lebensmittelkonzernen und Supermarktketten befreien können. Der Artikel von Marina Bolzli in diesem Heft (Seite 21/22) schildert das Beispiel *soliterra*.

- Wer in Supermärkten kritische Fragen über Herkunft und Verarbeitung der angebotenen Produkte stellt, macht sich zwar nicht unmittelbar beliebt, kann aber mit anderen KonsumentInnen zusammen auf die Dauer etwas bewirken. Klug organisierte und koordinierte Fragekampagnen von Gruppen dürften dabei noch wirksamer sein als Einzelaktionen.

Ursula Schmitter lebt in Interlaken. Sie befasst sich seit vielen Jahren mit den zerstörerischen Auswirkungen der globalisierten Wachstumswirtschaft auf unsere Gesellschaft. Sie ist verheiratet und hat einen erwachsenen Sohn.



VERTRAGSLANDWIRTSCHAFT

BRÜCKENSCHLAG ZWISCHEN STADT UND LAND

MARINA BOLZLI. IN DIESEM JAHR HAT SICH DIE IDEE DER VERTRAGSLANDWIRTSCHAFT IN RASANTEM TEMPO VON DER WESTSCHWEIZ IN DIE DEUTSCHSCHWEIZ AUSGEBREITET. IMMER MEHR STÄDTISCHE KONSUMENTINNEN WOLLEN WIEDER WISSEN, WOHER IHR RÜEBLI KOMMT UND WIE ES ANGEBAUT WURDE. GUT FÜR DIE LANDWIRTSCHAFTSBETRIEBE, DIE SO DEM GROSS- UND ZWISCHENHANDEL EIN SCHNIPPCHEN SCHLAGEN KÖNNEN.

Am Mittwoch ist bei uns Weihnachten. Dann wird der Gemüsekorb von soliTerre geliefert. Heute gibt es ein Stück Kürbis, Nüssli-salat, Rotkabis, Karotten und Kartoffeln. Manchmal reicht der Gemüsevorrat für eine Woche aus, manchmal kaufe ich etwas auf dem Wochenmarkt hinzu, und manchmal kann ich schlicht nicht allen Salat verarbeiten und gehe damit bei meinen Nachbarn anklopfen. Die freuen sich immer.

Seit März gibt es in unserem Haushalt wöchentlich einen solchen Korb. Wir können ihn in einem Depot in der Stadt Bern abholen, mit dem guten Gefühl, regional und saisonal zu konsumieren. Das Konzept heisst Vertragslandwirtschaft und ist nach langer Anlaufzeit endlich aus der Westschweiz, wo es bereits seit dreissig Jahren zwei Dutzend ähnliche Projekte gibt, auf die Deutschschweiz übergeschwappt. In Bern hat der Verein soliTerre mit der Auslieferung gestartet, in Zürich die Genossenschaft orto-

loco, und in Winterthur sind zwei weitere Projekte im Aufbau. Nicht zu vergessen die löbliche Deutschschweizer Ausnahme: Der Birsmattehof in Basel, der seit bald dreissig Jahren genossenschaftlich organisiert ist und Gemüseabos anbietet.

Was ist Vertragslandwirtschaft?

Vertragslandwirtschaft heisst kurz gesagt: ProduzentInnen und KonsumentInnen schliessen einen Vertrag, in dem festgelegt wird, was, wie viel, von welcher Qualität, wann, wie lange und zu welchem Preis produziert und gekauft wird. Es geht also darum, ein Bündnis zwischen Konsumierenden und Produzierenden herzustellen. Preisdrücker und gewinnorientierte Detailhändler und Grossisten sollen ausgeschaltet werden, indem Stadt und Land gegenseitig kooperieren, um so eine autonome Nahrungsmittelproduktion zu planen, mitzutragen und schliesslich auch zu sichern. In anderen Worten: Vertragslandwirtschaft strebt Ernährungssouveränität und eine Wiederaufnahme enteigneter Produktion an.

Im besten Fall entstehen auf diese Weise viele kleine, regionale Projekte, die vereint etwas Grosses und lang Andauerndes kreieren können. Die Hauptziele umfassen dabei Folgendes:

- saisonale, regionale und gentechnikfreie Produkte;
- faire Preise für ProduzentInnen;
- Produktequalität vor Produktmenge;
- Vernetzung zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen;
- Soziale und ökologische Nachhaltigkeit;

- Verwertung der gesamten Produktion (keine Überschüsse);
- Weiterentwicklung der kleinbäuerlichen Betriebe;
- Konkrete ökonomische Alternative zur Agrarpolitik 2011.

Gerade die Agrarpolitik 2011 setzt nämlich Schweizer Bäuerinnen und Bauern zunehmend unter Druck. So gibt es im Dokument «Schweizer Agrarpolitik 2011, Ziele, Perspektiven, Instrumente» (Bundesamt für Landwirtschaft, 2004) folgende Passage: «Die Landwirte müssen sich heute dem Markt stellen, Preis- und Absatzgarantie gehören der Vergangenheit an. Auch der Schutz vor der internationalen Konkurrenz wird geringer, und es ist für die Schweizer Landwirtschaft eine grosse Herausforderung, die Marktanteile zu halten.»

Doch wer hat schon einmal auf einem Landwirtschaftsbetrieb nachgefragt, wie viel Aufwand ein Kilogramm Bio-Rüebli effektiv verursacht? Mit Ernten ist die Arbeit nicht getan: Säen, Jäten in mühseliger Handarbeit, Ausdünnen, je nachdem Bewässern, Aussortieren, Zusammenbinden. All das und noch viel mehr gehört dazu. Mit diesem Wissen scheint es oft geradezu ein Hohn, wie billig Gemüse (auch aus der Region) im Grosshandel erhältlich ist. Denn beim Grosshandel kommen noch Transport, Verpackung, Werbung und Margen hinzu. Da bleibt für den einzelnen Betrieb kaum etwas übrig. Von ausländischen Biobetrieben, die meist nicht auf menschlich faire Konditionen geprüft werden, gar nicht zu sprechen.

Folge ist, dass viele Kleinbetriebe in der Schweiz nicht mehr weiter existieren können. Vor allem Grossbetriebe, die sich auf Monokulturen spezialisieren, haben da eine weitaus bessere Überlebenschance. Oder es müssen absurde Kompromisse eingegangen werden: So gibt es zum Beispiel einen Schweizer Produzenten, der nur noch Bio-Knoblauch anpflanzt und damit die nötige Produktmenge erreicht, um eine bestimmte Supermarktkette zu beliefern. Und um den Preis wenigstens auf einem erträglichen Niveau zu halten, fahren Produzierende aus dem Seeland ihre Ernte oftmals lieber unter die Erde, als sie zu einem tieferen Preis, als sie investiert haben, feilzubieten.

Um ihnen und uns KonsumentInnen eine Alternative zu bieten, gibt es die Vertragslandwirtschaft, ein Zusammenrücken von Stadt und Land gewissermassen. Mittels Vertrag wird festgelegt, zu welchem Preis und in welcher Regelmässigkeit Lebensmittel geliefert werden sollen. Menge, Qualität (Produktionsart), Lieferrhythmus und gemeinsam getragene Produktionsrisiken sind dabei so geregelt, dass sowohl den Bäuerinnen und Bauern als auch den KundInnen ein fairer, im Voraus fixierter Preis für saisonale, regionale und gentechnikfreie Produkte gewährleistet wird. Der zentrale Unterschied zu anderen, kommerziell orientierten Gemüse- oder Bioabos ist der Jahresvertrag: KonsumentInnen verpflichten sich für ein volles Jahr und werden per Unterschrift auch gleich Vereinsmitglied und so stimmberechtigt, wenn es um die Festlegung der Preise geht.

Zur Geschichte von soliTerre

Wie einleitend schon erwähnt, werden solche Vertragslandwirtschaften oder *Agricultures Contractuelles de Proximité* vor allem in der Westschweiz seit Jahren erfolgreich betrieben. Es gibt dort auch eine enge Zusammenarbeit mit der linken Bauerngewerkschaft *uniterre*. Durch Rudi Berli von *uniterre* kam auch in Bern die Idee auf, etwas Ähnliches anzustreben. Vor zwei Jahren, im November 2008, stellte Rudi Berli an einer von der globalisierungskritischen Organisation *attac* organisierten Veranstaltung die *Agriculture Contractuelle de Proximité* vor. Anschliessend an die Veranstaltung wurde eine Arbeitsgruppe gegründet, wo sich Interessierte über ihre Ideen austauschten. Schliesslich nahm die Gruppe mittels Inserat im Schweizer Bauer Kontakt mit Produzierenden auf. Ein erstes Treffen fand im Sommer 2009 statt; Rudi Berli unterstützte die Gruppe dabei wiederum, und die InitiantInnen erklärten den angereisten Bäuerinnen und Bauern ihre Idee. Diese waren vom Projekt angetan. An das nächste Treffen mit über dreissig TeilnehmerInnen wurden auch potentielle KonsumentInnen

aus der Stadt Bern eingeladen, denn es ging darum, gemeinsam auszuhandeln, wie das Vertragslandwirtschaftsprojekt in Bern aussehen sollte.

Innerhalb kürzester Zeit gewann die Arbeitsgruppe sechs Bio- und Demeter-Produzierende aus der Region. Das grosse Interesse war erfreulich, bedeutete aber auch, dass es nicht möglich sein würde, nach Vorbild der Westschweiz eine Genossenschaft zu gründen, bei der die gesamte Produktion eines Produzierenden unter den KonsumentInnen aufgeteilt wird und bei der es somit volle Risikoteilung gibt, indem die KonsumentInnen im Voraus – unsicher über den Erfolg der Ernte – einen Jahresbeitrag für die zu bewirtschaftende Anbaufläche bezahlen.

Aufgrund dieses Zusammenschlusses von Produzierenden und KonsumentInnen entschied sich die Arbeitsgruppe, einen Verein zu gründen, der Verträge mit ProduzentInnen und KonsumentInnen abschliesst und bei den Lieferungen alle sechs Betriebe berücksichtigt. Nach intensiven Aushandlungsprozessen wurde im Dezember 2009 schliesslich *soliTerre* gegründet. Von nun an konnten KonsumentInnen- und ProduzentInnenverträge abgeschlossen werden. Es wurde beschlossen, die Körbe in anfänglich drei Depots in der Stadt Bern zu liefern. Mittlerweile ist ein viertes dazu gekommen. Die Körbe sollen nach Verfügbarkeit mit verschiedenen Gemüsen und Früchten gefüllt werden – sie basieren auf Jahresmittelpreisen, was heisst, dass eine Tomate stets gleichviel kostet, unabhängig davon, ob der aktuelle Tagespreis, zu dem sie auf dem Markt oder im Laden verkauft wird, hoch oder tief ist. Auf diese Weise werden Preisschwankungen, die für die Produzierenden oft Ungewissheit und Risiko bedeuten, umgangen.

Im März 2010, also vor einem dreiviertel Jahr, wurden schliesslich die ersten Körbe geliefert. Von anfangs 90 Körben ist *soliTerre* mittlerweile auf 130 Körbe angewachsen. Der Kontakt zwischen Stadt und Land findet statt, wenn auch nicht immer gleich stark. Wer will, kann in der Herbstkälte auf einem Betrieb Äpfel vom Boden aufsammeln oder an einem verregneten Samstag lernen, wie Sauerkraut hergestellt wird, und dabei gleich selbst mitmachen. Bei regelmässigen Besuchstagen stellen die ProduzentInnen ihre Betriebe vor und laden zum Gedankenaustausch und Zvieri. In nächster Zeit soll das Projekt noch grösser werden – das Bedürfnis ist da. Zeichen dafür ist eine wachsende Warteliste. Neben effekt dieses Grösserwerdens ist, dass derartige Projekte durch eine nicht übersehbare Grösse von den Mächtigen nicht mehr ignoriert werden können.

In diesem Sinne: Auf dass überall viele kleine und grosse Projekte entstehen, Menschen sich zusammenschliessen und dem Marktdiktat trotzen. Eine andere Welt ist möglich.

Marina Bolzli lebt als freischaffende Autorin in Bern. Sie ist Gründungsmitglied von *soliTerre* und vertritt die KonsumentInnen im Vorstand des Vereins.

LINKS ZUM THEMA:

- Vertragslandwirtschaft in Bern, www.soliterre.ch
- Vertragslandwirtschaft in Zürich, www.ortoloco.ch
- Vertragslandwirtschaft in Basel, www.birsmatthof.ch
- Vertragslandwirtschaft in Winterthur, www.stadtlandnetz.ch
- Schweizerische Bauerngewerkschaft, www.uniterre.ch
- Internationale Bauernbewegung, www.viacampesina.org



FLEISCHKONSUM

FÜR EINEN BISSEN FLEISCH...

ADRIANO MANNINO. ...NEHMEN WIR ÖKOLOGISCHE, SOZIOÖKONOMISCHE, GESUNDHEITLICHE UND TIERETHISCHE DESASTER IN KAUF. DIESE TATSACHE GILT ES IM ÖFFENTLICHEN BEWUSSTSEIN ZU VERANKERN. MIT DEM PROJEKT EINES WÖCHENTLICHEN «VEGGIE DAY» BEISPIELSWEISE, DAS VERSCHIEDENTLICH VORGESCHLAGEN UND BEREITS IN EINIGEN STÄDTEN UMGESETZT WURDE, IST EIN ANFANG GEMACHT. AUFKLÄRUNG TUT ABER WEITERHIN NOT.

Aus ökologisch-sozioökonomischer Sicht sind die extreme Ineffizienz und Ressourcenverschwendung der Fleischproduktion augenfällig: Über 70 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche werden dafür benutzt, Tiere zu züchten. Auf einem Hektar Land können nur Futtermittel zur Produktion von 185 Kilogramm Rindfleisch, aber zum Beispiel 22'500 Kilogramm Kartoffeln angebaut werden. Zur Produktion von 100 Gramm Rindfleisch bedarf es 2000 Liter Wasser, während 100 Gramm Weizen bloss 5 Liter Wasser erfordern. Will heissen: Mit der Wassermenge, die in die Produktion eines einzigen Big Macs (ca. 100 Gramm Fleisch) eingeht, kann man rund 40-mal duschen. Angesichts der globalen Hungerkatastrophe – eine Milliarde Menschen sind permanent unterernährt – und der sich verschärfenden Wasserknappheit muten diese Fakten besonders grotesk an. Wir bauen gerade in den Ländern des Südens reichlich pflanzliche Nahrung an (und nehmen dabei auch die Zerstörung indigener Strukturen in Kauf), die wir um unserer Gaumenfreuden willen dann in Tierfabriken vergeuden, während die Menschen der Dritten Welt Hunger leiden. Ausserdem ist wissenschaftlich erwiesen, dass die Massentierhaltung fast 20 Prozent der Treibhausgasemissionen verursacht. Unsere industrielle Massenabfertigung der Tiere belastet das Klima damit stärker als der gesamte Verkehr. Es ist absurd, nur über Kohlendioxid zu diskutieren, das als Treibhausgas 20-mal wirksamere Methan, das bei der Massentierhaltung freigesetzt wird, aber unerwähnt zu lassen. Zur Illustration: Die Produktion eines Big Macs belastet das Klima gleich stark wie 20 Autokilometer (wobei der Energieverbrauch der Rinderfarm und des Transports noch nicht einmal berücksichtigt sind). Die Ineffizienz der Fleischproduktion erfordert Waldrodungen in einem Ausmass, das die ökologischen Grenzen unseres Planeten längst sprengt. So müsste sich der Fleischpreis verdoppeln oder gar verdreifachen, wenn die vollen ökologischen Kosten in Rechnung gestellt würden. Ohnehin kann die Fleischwirtschaft

nur mit enormen Subventionen aufrecht erhalten werden. Es gilt also: Profite privat, die Kosten dem Staat – d.h. der Allgemeinheit, die über die Tragweite dieser Kosten kaum orientiert ist.

Aus gesundheitlicher Sicht ist die Tatsache relevant, dass eine vegetarische Ernährung keinerlei Nachteile mit sich bringt. Epidemiologische Studien haben sogar gezeigt, dass VegetarierInnen im Schnitt über einen besseren Gesundheitszustand verfügen. Gerade einer Konsumgesellschaft, die zum Übergewicht neigt (das mittlerweile fast ein Drittel der Bevölkerung betrifft) und an Herz-Kreislaufkrankungen stirbt (ein Drittel aller Todesfälle), ist eine vegetarische Ernährungsweise sehr anzufempfehlen. Zu bedenken gilt es in diesem Zusammenhang auch die Gefahren, die etwa von BSE, Vogel- oder Schweinegrippe ausgehen und sich in einer global vernetzten Welt verheerend auswirken können.

Aus tierethischer Sicht schliesslich geht es um unseren Umgang mit den Tieren als empfindungsfähigen Mitlebewesen. Das hier relevante, simple Prinzip lautet: Wenn wir gesund und gut leben können, ohne die Interessen anderer Lebewesen zu missachten, d.h. ohne anderen Lebewesen Leid zu-

zufügen, dann sollten wir dies tun. Wir können nun aber ohne Fleisch gesund und gut leben. Zudem lässt sich nicht bestreiten, dass fundamentale Interessen der Tiere im Prozess der Fleischproduktion grob missachtet werden: Wir instrumentalisieren sie für unsere Zwecke, lassen sie als massenproduzierte Ware in Tierfabriken leiden und töten sie schliesslich – für einen Bissen Fleisch, also für ein kulturell geprägtes Luxusinteresse unsererseits. (Wäre es einer uns technologisch überlegenen Spezies ethisch erlaubt, uns entsprechend zu behandeln, wenn Menschenfleisch kulinarischen Bedürfnissen dieser Spezies entspräche?) Leider werden diese Tatsachen noch immer verdrängt. Die Werbung der Fleischbranche versteht es, die unwürdigen Haltungsbedingungen, die mit der industriellen Verwertung von Tieren einhergehen, zu verschleiern. Mit Paul McCartney zu sprechen: Wenn die Schlachthöfe Glaswände hätten, wären alle VegetarierInnen. Dass wir den Fleischkonsum von Kindesbeinen an als alltäglich und «normal» erfahren, erschwert die Herausbildung eines Problembewusstseins zusätzlich. Wir kommen aber nicht umhin, die aktuelle Praxis zu überdenken und zu verändern – aus ökologischen, sozioökonomischen, gesundheitlichen und tierethischen Gründen.

Adriano Mannino studiert in Zürich Philosophie und ist Mitglied der Schweizerischen Vereinigung für Vegetarismus [SVV, www.vegetarismus.ch]. Er wünscht sich eine Linke, für die der Anti-Speziesismus genauso selbstverständlich ist wie der Anti-Rassismus und der Anti-Sexismus.



FRAGEN UND ANTWORTEN

ABC DER DÉCROISSANCE

AUTORINNEN- & AUTORENKOLLEKTIV DER DÉCROISSANCE BERN. UNTER DÉCROISSANCE WIRD HIER DIE WELTWEIT AKTIVE BEWEGUNG FÜR WACHSTUMSRÜCKNAHME VERSTANDEN. SIE WIRD AUCH WACHSTUMSVERWEIGERUNG GENANNT. IHRE ANHÄNGERINNEN HEISSEN IN DIESEM TEXT DÉCROISSANCE-LEUTE ODER WACHSTUMSVERWEIGERENDE. STERNCHEN VERWEISEN AUF ANDERE ARTIKEL IN DIESER LISTE.



Gefährdet Décroissance nicht Arbeitsplätze?

Das Problem der Arbeitslosigkeit würde sich wahrscheinlich in einer Décroissance-Gesellschaft anders stellen als in der Wachstumsgesellschaft, weil die Menschen in ihr sich weniger über Lohnarbeit definieren müssten als bisher. Zu einer weiteren Entschärfung des Problems dürfte die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens* führen. Und schliesslich: In einer auf Wachstum eingestellten Wirtschaft* muss die Arbeitsproduktivität steigen. Dadurch verschwinden Arbeitsplätze. In einer entschleunigten Arbeitswelt kann das Gegenteil der Fall sein. Wenn die Wirtschaft* wieder in lokaler Produktion für lokale Bedürfnisse arbeiten darf, ohne sich dauernd dem globalen Wettbewerb aussetzen zu müssen, kann sie ohne Wachstumszwang Arbeitsplätze schaffen.

Wollen die Wachstumsverweigernden Armut für alle statt Wohlstand für alle?

In erster Dringlichkeit fordern sie eine drastische Verringerung der Einkommens- und Vermögensunterschiede hier und weltweit. Es geht nicht darum, einen immer grösseren Kuchen zu backen und ihn weiterhin ungerecht zu verteilen, sondern darum, einen guten Kuchen gerechter zu verteilen.

Wie steht die Bewegung zu Atomkraftwerken?

Sie lehnt sie ohne Einschränkung ab.

Sind Décroissance-Leute gegen das Auto?

Die Antwort ist Ja, solange die Gestaltung unseres Alltags auf die Bedürfnisse der Autoindustrie ausgerichtet ist. Décroissance bedeutet also, dass Formel 1, Supermärkte auf der grünen Wiese und Autobahnen abgelehnt werden. Die Antwort ist Nein in allen Fällen, wo das Auto einem wirklichen Bedürfnis entspricht, beispielsweise bei Krankentransporten oder für die Bewohnerinnen und Bewohner abgelegener Gebiete.



Ist Décroissance nicht eine Gefahr für die Demokratie?

Zum radikalen Gesellschaftswandel, um den es der Décroissance-Bewegung geht, gehört eine durchgreifende Demokratisierung der Gesellschaft, insbesondere der Wirtschaft*. Die unter Wachstumszwang stehende Wirtschaft* ist schon lange nicht mehr demokratieverträglich. So ist beispielsweise die gesamte wirtschaftliche Globalisierung* unter Umgehung der demokratischen Strukturen in allen Kontinenten vorangetrieben worden. Eine vergleichbare Missachtung der Demokratie wäre in einer Décroissance-Gesellschaft undenkbar.

Will die Décroissance-Bewegung den Ländern des Südens* Entwicklung verbieten?

Der Begriff der Entwicklung ist fragwürdig. Der Norden muss aufhören, sich als Vorbild für den Süden* zu verstehen und ihm die Entwicklung aufzudrängen, die schon im Norden zu fast unlösbaren Problemen geführt hat. Damit der Süden* seinen Weg frei wählen und gehen kann, muss der Norden zwei Dinge tun: Er muss dem Süden* seine Jahrhunderte alten Schulden – moralisch, ökonomisch, ökologisch verstanden – zurückzahlen. Und er muss selbst den Weg zurück zu Selbstbegrenzung* und Solidarität finden. Dann wird der historisch belastete Begriff der Entwicklung durch etwas Überzeugenderes ersetzt werden können.

Wie steht es mit den Erfolgsaussichten der Décroissance-Bewegung?

Viele Décroissance-Leute glauben, dass der Klimawandel, die Rohstoff- und Energieknappheit, die sozialen Gegensätze und die Atomisierung der Gesellschaft so weit fortgeschritten sind, dass eine Politik nach Décroissance-Grundsätzen um eine bis zwei Generationen zu spät kommt, also ungefähr um den Zeitraum, den die Weltwirtschaft mit neoliberalen Experimenten verloren hat. Aber selbst wenn sich eine Décroissance-Politik nicht mehr ungebrochen um-

setzen liesse, so wäre doch ein Leben nach dem Grundsatz der Selbstbegrenzung* die beste Vorbereitung auf die Welt, in denen die kommenden Generationen werden leben müssen.

Sind Wachstumsverweigernde gegen den Fortschritt?

Sie begrüssen nicht unkritisch jede technische Neuerung, die als Fortschritt angepriesen wird. Aber sie sind für Fortschritt, der dem menschlichen Zusammenleben dient.

Welche Rolle spielen die Frauen in der Décroissance-Bewegung?

Die Ideen und Werte der Décroissance werden von Frauen genauso bestimmt vertreten wie von Männern. Häufig sind es Frauen, die im praktischen Alltag Ernst machen mit den Forderungen der Wachstumsverweigerung.

Wie steht die Décroissance-Bewegung zur Gentechnik in der Landwirtschaft?

Sie lehnt sie ab.

Sind die Wachstumsverweigernden gegen die Globalisierung?

Wenn unter Globalisierung weltweiter menschlicher und kultureller Austausch verstanden wird, lautet die Antwort: Nein. Globalisierung heisst heute aber vor allem die hemmungs- und schrankenlose Ausbeutung von Ressourcen und Menschen im Interesse der Profitmaximierung. Natürlich sind die Décroissance-Leute gegen diese Globalisierung. Sie fordern eine weit gehende Relokalisierung der Produktion und des Konsums*.

Wie steht die Décroissance-Bewegung zum Green New Deal, also zum grünen Kapitalismus?

Der Green New Deal strebt eine Umwelt und Klima schonende Nutzung der Ressourcen und eine Umstellung auf erneuerbare Energien und Ressourcen an. Aber so lange sich seine VerfechterInnen nicht vom Wachstumszwang distanzieren, dem unse-

re Wirtschaft* unterliegt, kann er unsere sozialen und ökologischen Probleme nicht lösen. Im besten, aber eher unwahrscheinlichen Fall wird er die Welt ein bisschen weniger schnell in die Katastrophe führen als unser bisheriges Wirtschaften. Im schlechtesten Fall – dieser scheint sich abzuzeichnen – wird er einer ungehinderten Fortführung der Ausbeutung von Menschen und Ressourcen eine Zeit lang als Feigenblatt dienen. Die Décroissance-Leute stehen dem Green New Deal sehr kritisch gegenüber.

Was halten Décroissance-Leute von der Einführung eines Existenz sichernden Grundeinkommens?

Sie sind mehrheitlich dafür. Ein Existenz sicherndes Grundeinkommen würde unserem täglichen Wettlauf um Erfolg und unserem Wettbewerbs*- und Ranglisten-denken die Grundlage entziehen. Es wäre allerdings entscheidend, das Grundeinkommen wirklich Existenz sichernd zu gestalten und seine Einführung mit flankierenden Massnahmen zu begleiten.

Ist Décroissance eine grüne Bewegung?

Die ursprünglichen Zielsetzungen grüner politischer Bewegungen sind nicht weit entfernt von den Auffassungen der Décroissance-Leute. Aber viele grüne Bewegungen und Parteien haben dem politischen Erfolg einen Teil ihrer Werte geopfert. So fordern zum Beispiel viele europäische Grüne heute im Wesentlichen nur noch den Green New Deal. Unsere Umwelt- und Klimabelastung hat ihren Ursprung aber nicht nur in einem verschwenderischen Umgang mit Energie und Ressourcen, sondern vor allem auch in der Masslosigkeit unseres Wollens, Strebens, Handelns und Wirtschaftens. Wir benötigen beispielsweise nicht einfach grüne Mobilität, sondern weniger Mobilität. Mit allen Grünen, die sich diesen Tatsachen stellen, kann die Décroissance-Bewegung problemlos zusammenarbeiten.

Ist die Décroissance-Bewegung gegen den Kapitalismus?

Décroissance bedeutet Kampf gegen die Wirtschafts- und Finanzdiktatur. Deshalb ist die Bewegung gegen die so genannte freie Marktwirtschaft, also letztlich gegen den Kapitalismus. Es geht ihr aber nicht nur um die Überwindung eines Wirtschaftssystems, das auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruht. Es geht ihr um die Überwindung des Denkens in bloss ökonomischen Kategorien und des Handelns nach bloss ökonomischen Kriterien. Es geht ihr um die Überwindung des Machtstrebens, das untrennbar zum ökonomischen Denken gehört. Das bedeutet einen Mentalitäts- und Gesellschaftswandel, der schon vor – und natürlich auch nach – dem Übergang in ein postkapitalistisches System wirken kann. Deshalb lautet die ganze Ant-

wort: Décroissance ist zwar antikapitalistisch. Sie ist aber nicht nur sinnvoll im Hinblick auf eine künftige – und ungewisse – Überwindung des Kapitalismus, sondern auch als Mentalitätswandel innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft. Die Radikalität des Décroissance-Gedankens lässt vermuten, dass eine Vereinnahmung der Bewegung durch den Kapitalismus weniger leicht ist, als dies bei früheren alternativen Bewegungen der Fall war, zum Beispiel bei den Achtundsechzigern oder den Grünen. Die Begriffe und Werte, mit denen diese Bewegungen arbeiteten (Freiheit, Autonomie, Schonung der Umwelt usw.), lassen sich leicht im Interesse des Kapitalismus uminterpretieren. Das dürfte bei den Grundwerten der Décroissance schwieriger sein. Abgesehen von ihren ungewissen Erfolgsaussichten*, ist sie deshalb ein Störfaktor für das Funktionieren des Kapitalismus.

Welche Rolle spielen Katastrophen für die Wachstumsverweigernden?

Serge Latouche, einem Vordenker der Bewegung zufolge, lernen wir am besten durch die Katastrophen, die das wachstumsorientierte Wirtschaften zu verantworten hat. Dennoch sind die meisten Wachstumsverweigernden der Meinung, dass es besser ist, den Katastrophen durch kluges Denken und Handeln vorzubeugen, als sie unvorbereitet kommen zu lassen und dann zu reagieren.

Ist Konsum für die Wachstumsverweigernden in jedem Fall schlecht?

Nein. Aber seine Bedeutung in der heutigen Gesellschaft ist schlecht. Er dient in der Regel als Wachstumsmotor. Er wird für viele zum Zwang und soll ihnen helfen, sich in einer atomisierten Gesellschaft mehr Ansehen und Respekt zu verschaffen. Wenn Konsum hingegen dazu dient, ein zufriedenes Leben in Selbstbegrenzung* und Solidarität zu leben, ist er in Ordnung.

Ist es nicht verantwortungslos, in der Krise Décroissance zu predigen?

Die Krise ist eine Katastrophe*, deren Ursprung im Wachstumsdenken liegt, nicht in der Wachstumsverweigerung. Sie ist ein katastrophales Geschehen, das nicht durch diejenigen verschuldet ist, die am meisten darunter zu leiden haben. Décroissance ist eine reflektierte Art, mit der Natur und mit den Menschen umzugehen. Sie ist der Versuch, eine Wirtschaft* zu schaffen, die ohne erdbebenähnliche Verwerfungen auskommen kann. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir künftige Krisen vermeiden können, wächst mit der Bereitschaft, auf Wirtschaftswachstum wenn nötig zu verzichten.

Wo bleibt die Lebensfreude, wenn Wachstumsverweigerung unser Leben prägt?

Das Bruttoinlandprodukt sagt wenig aus

über Glück und Lebensfreude der Konsumentinnen und Konsumenten. Wachstumsverweigerung kann bedeuten, dass wir den Menschen wieder als mehrdimensionales Wesen sehen, nicht nur als «Homo oeconomicus». Lebensfreude ist für Décroissance-Leute ein zentraler Wert.

Wie steht die Décroissance-Bewegung zur politischen Linken?

Décroissance sieht sich selbst als eine politisch linke Bewegung. Ihre Beziehung zu Linksparteien und Gewerkschaften wird dadurch kompliziert, dass traditionelle Linkspolitik in der Regel auf Wirtschaftswachstum setzt. Die Décroissance-Bewegung kann mit allen linken politischen Kräften zusammenarbeiten, die die Grenzen des Wachstums anerkennen und daraus die Konsequenzen ziehen.

Sind die Wachstumsverweigernden für oder gegen freie Medien?

Sie sind natürlich dafür und bedauern sehr, dass es immer weniger freie Medien gibt. Wie unfrei die meisten Medien sind, zeigt sich etwa daran, dass Medienschaffende zwar in der Regel schreiben und sagen dürfen, was sie denken, dass sie aber zu oft nur denken, was sie denken dürfen. Eine wichtige Baustelle einer echten Décroissance-Politik wird deshalb das Thema der Medien sein. Medien müssen sich aus ihrer Abhängigkeit von der Wirtschaft* befreien, um endlich ihre Aufgabe besser wahrnehmen zu können.

Warum trägt die Décroissance-Bewegung keinen einheitlichen Namen?

Die Verschiedenheit der Namen zeigt, dass die Bewegung zwar international, aber nicht zentralistisch ist. Sie entwickelt sich in verschiedenen Weltgegenden gleichzeitig. Der französische Name Décroissance hat sich bisher als der attraktivste erwiesen. Er lässt sich zwanglos ins Englische (degrowth), ins Spanische (decrecimiento) und ins Italienische (decrecita) übersetzen, während die deutschen Übersetzungsversuche bisher wenig überzeugen.

Wie stehen die Wachstumsverweigernden zur politischen Rechten?

Die politische Rechte ist traditionell wirtschaftsnah, sehr oft wirtschaftshörig. Insofern sehen Décroissance-Leute keine Möglichkeit der Zusammenarbeit. Wenn politisch rechts stehende Menschen das Wirtschaftswachstum in Frage stellen, stellen sie die Basis ihrer politischen Position in Frage und sollten sich eigentlich politisch neu ausrichten. Dann wäre eine Zusammenarbeit denkbar. Anders steht es mit den Vertretern der extremen Rechten. Diese versuchen oft, sich als Décroissance-Leute auszugeben, indem sie deren Begriffe und Werte für ihre Zwecke verwenden. Sie tun dies im Rah-

men eines politischen Programms, das die Errungenschaften der Aufklärung und der Französischen Revolution rückgängig machen will. Eine Zusammenarbeit mit ihnen ist für Décroissance-Leute ausgeschlossen.

Was bedeutet der Begriff der Selbstbegrenzung, den Wachstumsverweigernde oft benutzen?

Selbstbegrenzung ist ein Gegenbegriff zur Masslosigkeit, die unsere Gesellschaft in vielen Bereichen prägt. Anstelle der Bewegung zu «immer mehr, besser, grösser, schneller, reicher», die als vorbildlich gilt, wirbt Décroissance für «gut, zufrieden, massvoll, bescheiden, solidarisch».

Mit welcher Berechtigung fordern die Décroissance-Leute Wirtschaftsschrumpfung für die armen Länder des Südens?

Es ist eine immer wieder gehörte und gelesene Verleumdung der Décroissance-Bewegung, dass sie Armut für die ohnehin schon Armen fordere. Tatsache ist, dass die Forderung der Wachstumsrücknahme die reichen Länder des Nordens betrifft, damit gerechtes Teilen der Ressourcen mit den seit Jahrhunderten benachteiligten Ländern des Südens endlich möglich wird.

Sind Wachstumsverweigernde gegen die Technik?

Sie betrachten die Technik als ein Mittel im Dienste der Menschen, nicht umgekehrt die Menschen als im Dienste des technischen Fortschritts stehend. Deshalb fordern sie eine demokratische Kontrolle der technischen Entwicklung.

Wie sehen die Décroissance-Leute das Problem der Überbevölkerung?

Der Begriff der Überbevölkerung wird meist dann angewendet, wenn Interessen kaschiert werden sollen. Tatsache ist, dass die bevölkerungsreichen Länder des Südens* bisher wenig zur Umwelt- und Klimabelastung beitragen. Das eigentliche Problem sind die weniger bevölkerungsreichen Länder des Nordens mit ihrem verschwenderischen Lebensstil. Nicht die Einwohnerzahl der Länder des Südens* ist gefährlich, sondern die Tatsache, dass unser Lebensstil nun unter dem Druck des Wachstumsdogmas in diese Länder exportiert wird. So ist der Satz zu verstehen, der manchmal von Décroissance-Leuten geäussert wird: «Es gibt nicht zu viele Menschen, aber zu viele AutomobilistInnen.»

Ist immer Verzicht nötig?

Die Wachstumsverweigernden haben erkannt, dass es besser ist, frei zu wählen, worauf man verzichten will, als zu warten, bis uns schmerzhaft Verzicht aufgezungen werden. Sie haben auch verstanden, dass die Möglichkeit des frei gewählten Verzichts den Menschen die Möglichkeit des Ge-

nusses zurückgibt, der unter dem Zwang zu schrankenlosem Konsum* fade geworden ist.

Sind die Décroissance-Leute gegen Werbung?

Die Macht der Werbung über unsere Medien*, unseren Konsum*, unsere Beziehungen, unseren Alltag und allgemein unser Leben ist so bestimmend geworden, dass die Antwort nur Ja sein kann.

Warum ist die Décroissance-Bewegung gegen das Wettbewerbsdenken?

Das Wettbewerbsdenken prägt unser Leben in der Schule, im Sport, im Berufsleben, in der Freizeit, in der Wirtschaft*, in der Politik. Es treibt die Menschen in die Vereinzelung. Diese Vereinzelung ist ein Ziel der neoliberalen Politik, weil einsame Individuen leichter zum Konsum* verführt werden können als Menschen, die in solidarischen Gemeinschaften leben.

Décroissance strebt eine Gesellschaft an, in der das Wettbewerbsdenken durch neue Formen der Nachbarschaftlichkeit, der Zu-

sammenarbeit und der Solidarität abgelöst wird.

Warum fordert die Décroissance-Bewegung eine Befreiung der Gesellschaft aus den Fesseln der Wirtschaft?

Die Wirtschaft steht unter Wachstumszwang und übt ihren Einfluss immer stärker in Bereichen aus, die nur bedingt oder überhaupt nicht «wirtschaftskompatibel» sind. Zum Beispiel wird die internationale Klimapolitik heute nicht mehr, wie noch zur Zeit der Konferenz von Rio, von den Umweltministerien verantwortet, sondern von den Wirtschaftsministerien verhindert. Das erklärt ihre Wirkungslosigkeit. Was für die Klimapolitik gilt, das gilt für praktisch alle Bereiche in Politik und Gesellschaft: Sie sind «ökonomisiert» worden. Diese Entwicklung wollen die Wachstumsverweigernden rückgängig machen.

Das AutorInnenkollektiv Décroissance Bern

besteht aus sechs Mitarbeitenden von Décroissance Bern.

PERSPEKTIVENWECHSEL LINA LÖRTSCHER

DIE KAKERLAKE DENKT NACH...

... über schnelle Füsse

Die Kakerlake muss aufpassen, denn heute ist die Kakerlake unterwegs. Überall die grossen Füsse, die sich nicht um die Kakerlake kümmern. Sie sind immer schnell, immer hastig und sie kommen aus dem Himmel herab. Das Beben, das Donnern, das Stampfen – es ist laut, die ganze Zeit. Die Füsse gehören den Menschen und die Kakerlake ist froh, dass die Menschen nur zwei davon haben. Denn die Kakerlake denkt, dass die Menschen grosse Trampeltiere sind, die achtlos umherstampfen, immer nur voraus- und nicht umherschauend.

... über den Stinkberg

Grosse, dunkle Berge tun sich vor der Kakerlake auf. Die Kakerlake betrachtet die grossen Berge. Sie stinken von weitem nach Fäulnis und Verwesung. Diese Berge wurden von den grossen Trampeltieren ge-

formt, das hat die Kakerlake beobachtet. Die Trampeltiere haben grosse Lager, wo sie ihr Essen sammeln und aufbewahren. Die Hälfte des dort Erworbenen verbrauchen sie, die andere Hälfte wächst an diesem Ort zu Bergen heran.

Die Trampeltiere lagern die nutzlose Hälfte, die nur zu existieren scheint, um hier zu landen, und schaufeln sie dann nach und nach in den Rachen des feurigen Ungeheuers, welches diese Massen verschwinden lässt. Jeden Tag wachsen die Berge so neu und schrumpfen dann wieder, bevor sie wieder wachsen und schrumpfen. Die Kakerlake wundert sich, wo die Trampeltiere so viel Material für die toten und von jeher todgeweihten Berge finden. Und ob das Spiel der wachsenden und schrumpfenden Berge wohl für immer so weitergehen wird.

BUCHBESPRECHUNGEN

... über gefährliche Ungeheuer

Die Kakerlake krabbelt über das tote graue Land der grossen Trampeltiere. Dann beginnt die Erde zu vibrieren, ganz leicht, dann ein wenig mehr. Ein fernes Dröhnen ist zu hören, ein Brummen. Ein riesiger Schatten rollt heran, macht einen gewaltigen Lärm. Vier schwere runde Füsse rasen nur knapp an der Kakerlake vorbei, das Ungeheuer des Schattens über sie hinweg. Ein Glühwürmchen fällt aus dem lauten Ungeheuer, stinkt und stirbt neben der Kakerlake. Dann kann die Kakerlake nichts mehr sehen. Eine dunkle, beissende Wolke bleibt zurück.

Die Kakerlake kennt diese grossen, gefährlichen Ungeheuer. Sie gehören den Menschen, die in deren Bäuche steigen und sie befehligen, noch immer nur voraus- und nicht umherschauend. Das kann die Kakerlake nicht verstehen. Sie findet, die grossen Trampeltiere seien doch schon schnell und gefährlich genug, wenn sie nur ihre eigenen Trampelfüsse benutzen.

... über den Tag in der Nacht

Es ist dunkel geworden. Es sollte dunkel sein, stattdessen ist es hell wie am Tag. Überall erstrahlen kleine Sonnen. Die Kakerlake darf ihnen nicht zu nahe kommen. Sie sind nicht, wie die eine grosse Sonne, weit weg, sondern ganz nah und heiss. Die Kakerlake könnte verbrennen. Trampelfüsse eilen weiter überall da, wo die kleinen Sonnen scheinen. Die Kakerlake hat immer noch keine Ruhe und fragt sich, ob die grossen Trampeltiere wohl niemals genug bekommen vom hellen Tag und dem eiligen Trampeln.

... über die grossen Trampeltiere

Die Kakerlake denkt nach, was sie erlebt hat und jeden Tag mit den rücksichtslosen Trampeltieren erlebt. Die Trampeltiere sind gross. Aber nicht gross genug, und deshalb zähmen sie die gefährlichen Ungeheuer. Sie bauen übel riechende Berge und tun, als wäre es Tag während der dunklen Nacht.

Die Trampeltiere scheinen riesig. Dürfen sie deswegen das alles tun?

Doch die Kakerlake weiss, dass es Kakerlaken gab, bevor die Menschen gekommen sind, und dass es Kakerlaken geben wird, wenn die Menschen längst wieder fort sind. Vielleicht sind die grossen Trampeltiere ja gar nicht so gross, wie sie immer tun.

Lina Lörtscher weiss noch nicht so genau, wer oder was sie ist, aber sie weiss, dass sie einmal jemand sein möchte, der versucht hat, die Welt zu verändern.

IM MINENFELD DER WACHSTUMSKRITIK

ERNST SCHMITTER. KANN DIE MENSCHHEIT SICH VOM ZWANG ZUM ZERSTÖRISCHEN WIRTSCHAFTSWACHSTUM BEFREIEN? UND WENN JA, WIE SOLL DAS GESCHEHEN? ZWEI THEORIEN UND ZWEI NEUERSCHEINUNGEN ZU DIESEM THEMA.

Die meisten VertreterInnen des Fachs Wirtschaftswissenschaft, das die Frage beantworten müsste, ob und wie wir aus dem Wachstumszwang aussteigen können, weigern sich, darüber auch nur nachzudenken. Mit gutem Grund: Wachstum gilt für die meisten Fachleute als so unzweifelhaft notwendig, dass sie mit dieser Frage an den Grundlagen ihres Fachs rütteln würden. Wachstumskritik ist ein Minenfeld. Ökonominen, die sich darin nicht äusserst vorsichtig bewegen, riskieren ihre Existenz als anerkannte Sachverständige.

«Vorwärts zur Mässigung»

Einige besonders Mutige stellen sich der Aufgabe dennoch. Zum Beispiel der hoch angesehene Hans Christoph Binswanger. Er hat während Jahrzehnten sein Fach unterrichtet und zugleich kritisch begleitet. Sein Buch «Vorwärts zur Mässigung», erschienen 2009 im Murmann Verlag Hamburg, ist andernorts kompetent rezensiert worden und wird hier nicht nochmals vorgestellt. Binswangers wichtigste Erkenntnis: Wirtschaftsschrumpfung oder auch nur Nullwachstum ist nicht vereinbar mit einer Grundtatsache heutigen Wirtschaftens: mit der Tatsache des Kredit- und Zinswesens. Wenn die Wirtschaft nicht in sich zusammensacken soll, braucht sie Wachstum. Binswangers Rat: Ein neu strukturiertes Geldsystem, eine Zügelung der Aktiengesellschaften und Mässigung im Konsum sollen es der Menschheit ermöglichen, das Wirtschaftswachstum auf ein ökologisch verantwortbares Mass von knapp zwei Prozent jährlich zu beschränken. Diese These ist gleichzeitig ehrlich und ernüchternd: Selbst wenn die Menschheit Binswangers Ruf zur Mässigung folgen wollte, könnte sie nicht verhindern, dass das Welt-Bruttosozialprodukt sich alle 35 Jahre verdoppeln würde. Die Frage, ob dies angesichts der gegenwärtigen ökologischen Übernutzung unseres Planeten noch zu beantworten sei, bleibt unbeantwortet.

Ausstieg aus der Wirtschaft

Für den prominenten Ökonomen Serge Latouche ist der von Binswanger vorgeschla-

gene Weg nicht gangbar. Auch Latouches Werke sind längst so berühmt, dass sie hier nicht vorgestellt werden müssen. Aber seine wichtigste Erkenntnis ist in unserem Zusammenhang von Bedeutung: Wir können die Wirtschaft, wie wir sie kennen, nicht verbessern, weil der Wachstumszwang in ihr steckt wie der Wurm im Apfel. Nur ein Systemwechsel kann uns helfen. Eine «verbesserte» Wirtschaft, wie sie zum Beispiel Binswanger vorschwebt, könnte vielleicht die drohende ökologische und soziale Katastrophe um ein paar Jahre oder Jahrzehnte hinausschieben; aber sie könnte sie nicht abwenden. Wir müssen also aus dem, was man heute Wirtschaft nennt, aussteigen. Ökonomie, so Latouche, ist nicht vor allem eine Wissenschaft, sondern primär eine Religion. Religion gibt Geborgenheit; und die Erfahrung zeigt, dass die Menschen kaum etwas so sehr fürchten wie den Ausstieg aus der Geborgenheit im Glauben, also das, was Kant den «Ausgang aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit» nennt. Aber wir haben keine andere Wahl. Entweder zerstört die Wirtschaft sich selbst und die Menschheit – dieser Prozess ist schon im Gange –, oder die Menschen lernen, ohne Wachstum Güter und Dienstleistungen zu produzieren, zu konsumieren und zu tauschen. Dieser Lernvorgang heisst *Décroissance*. Er nimmt den Menschen die Geborgenheit des Glaubens an die guten Kräfte der Wirtschaftswirtschaft. Aber er macht sie frei und befähigt sie, sich ohne Tabu der Gestaltung ihrer Zukunft zu widmen.

Gibt es keine andere Möglichkeit? Haben wir nur die Wahl zwischen der systemkonformen Mässigung unseres Wirtschaftens, wie Binswanger sie fordert, und der Abschaffung dieses Systems? Die Frage bleibt offen. Klar ist nur, dass sich in letzter Zeit viele Autorinnen und Autoren auf das Minenfeld der Wachstumskritik vorwagen. Einige von ihnen schlagen Lösungen vor, die zwischen den beiden genannten Extremen liegen. Zwei kürzlich erschienene Werke aus diesem Bereich sollen hier vorgestellt werden.

DER SOZIALE UND KULTURELLE WOHLFAHRTSSTAAT

Der Mathematiker Helmut Knolle, Autor des Buchs «Und erlöse uns von dem Wachstum», stellt sich der schwierigen Aufgabe, vor der sich so viele Angehörige der «Zunft» drücken. (Er hat auch den Artikel über Nullwachstum auf Seite 7/8 in diesem Heft verfasst.) Seinem Buch sind zahlreiche Leserinnen und Leser zu wünschen. Es hält nämlich einige Überraschungen bereit. Die erste: Der Autor beginnt nicht mit einer Kritik heutiger Wirtschaftstheorien, sondern er erzählt uns im ersten Teil auf knapp sieben Seiten die Geschichte menschlichen Wirtschaftens von der Steinzeit bis ins 20. Jahrhundert. Er tut dies auf so anschauliche, unterhaltsame und lehrreiche Weise, dass sich die Lektüre des Buchs allein schon dieses ersten Teils wegen lohnt. Knolle demontiert im Vorübergehen einige Klischees und Vorurteile über den Steinzeitmenschen und den Menschen überhaupt. Dinge, die in unserer finsternen Zeit unreflektiert als «natürlich» ausgegeben werden, sind Knolle zufolge eine Konsequenz der geschichtlichen Entwicklung – «kulturell» bedingt also und nicht naturgegeben. Wer die sozialdarwinistischen Glaubenssätze unserer Zeit nicht mehr hören und lesen mag, wird sich an Sätzen wie diesen freuen: «Dass der Mensch sich über das Tierreich erheben konnte, verdankt er nicht der Aggression, sondern der Kooperation.»

Für eine zweite Überraschung sorgt Knolle im neunten Kapitel, das sich unmittelbar an den wirtschaftshistorischen Teil anschliesst. Wie ein erratischer Block liegt da zwischen Wirtschaftsgeschichte und Wachstumskritik eine kurze Abhandlung über das Protestpotenzial, das in der Musik liegt. Nach der Lektüre des ganzen Werks erkennt man allerdings, dass der scheinbar erratische Block sich harmonisch ins Ganze einfügt. Knolle sieht nämlich in der aktiven Musikpflege eine Möglichkeit, die Menschen aus dem Wachstumswahn zu befreien und sie in beglückende Tätigkeiten, weit weg von wirtschaftlichen Zwängen, zu führen. Serge Latouche und die französische Décroissance-Bewegung werden zwar in Knolles Buch nicht genannt. Aber der Vorschlag, die Menschen durch die Musik aus der Wirtschaftsdiktatur zu befreien, ist reines Décroissance-Gedankengut. Knolles Kapitel über die Musik ist schön zu lesen. Allerdings scheinen da stellenweise – wie schon im wirtschaftshistorischen Teil – seine persönlichen Vorlieben und Abneigungen etwas zu stark durch, zum Beispiel im kurzen Abschnitt über Robert Schumanns Sinfonien.

Der zweite Teil des Buchs ist dem Versuch gewidmet, uns einen Weg aus der Wachstumsfalle aufzuzeigen. Der Weg führt in das, was Knolle im letzten Kapitel den «sozialen und kulturellen Wohlfahrtsstaat» nennt. Der Autor fasst am Ende dieses Kapitels sein Hauptanliegen in vier Sätzen zusammen: «Eine Steigerung der Produktivität darf auf keinen Fall die Produktion von noch mehr Basiswaren nach sich ziehen, sondern muss durch kürzere Arbeitszeit oder Personalabbau ausgeglichen werden. Ein Teil der hohen Profite, die in diesem Bereich erwirtschaftet werden, wird via Steuern dem Staat zugeführt, der damit umfangreiche Programme von sozialen und kulturellen Dienstleistungen finanzieren kann. [...] Da in diesem Bereich die Einsparung von Arbeitskräften durch technischen Fortschritt kaum möglich ist, können Arbeitskräfte, die im Bereich Basiswaren nicht mehr gebraucht werden, hier eine neue Beschäftigung finden. Auf diese Weise kann der Umfang der sozialen und kulturellen Dienstleistungen immer mehr ausgeweitet werden, ohne dass die Wirtschaft wachsen muss.» Der Begriff der Basisware stammt vom italienischen Ökonomen Piero Sraffa (1898-1983), auf den sich der Autor mehrmals bezieht.

Knolle plädiert also klar für eine Gesellschaft, die einer entschleunigten Décroissance-Gesellschaft sehr ähnlich sieht. Ob sein Buch ein Wegweiser aus der Wachstumswirtschaft sein kann, das mögen die Leserinnen und Leser selbst entscheiden. Das Werk verdient jedenfalls eine gründliche Diskussion. Und lesenswert ist es ohne Zweifel.



«SCHLUSS MIT DEM WACHSTUMSWAHN»



Auch die Journalisten Urs P. Gasche und Hanspeter Guggenbühl tragen, sechs Jahre nach ihrem ersten wachstumskritischen Buch, erneut zur Diskussion bei. 2004 hatte ihr Werk «Das Geschwätz vom Wachstum» für Wirbel gesorgt; es hatte die WachstumskritikerInnen mit Argumenten ausgestattet und die Wachstumsgläubigen gründlich verärgert. Das neue Buch der beiden Autoren, «Schluss mit dem Wachstumswahn – Plädoyer für eine Umkehr», kommt zur rechten Zeit. Die Forderung nach Wachstum, gegen die Arbeitslosigkeit, gegen den Hunger, gegen die Armut und gegen alle Vernunft, ist bei PolitikerInnen, Wirtschaftsverbänden, Parteien und Medien zu einem eingefleischten Reflex geworden. Gasche und Guggenbühl bieten Reflexion statt Reflexe und überzeugen damit. Die verbleibenden Wachstumsgläubigen tun einem nach der Lektüre des Buchs fast Leid.

Die ersten sechs Kapitel sind eine Fundgrube für Leserinnen und Leser, die genau wissen wollen, warum Wirtschaftswachstum schädlich sein kann. Was man zwar weiss, aber oft nicht genau belegen kann – hier wird es belegt. Die Dokumentation ist reichhaltig, die Zahlen stimmen, die Statistiken sind seriös. Die Autoren widerlegen erbarmungslos mit Fakten und Argumenten die neoliberalen Glaubensinhalte, etwa die *Trickle-down-Theorie*. Die Tatsache der wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich – insbesondere in der Schweiz – wird gut belegt: ein Wink an all jene, die hinter jeder Erwähnung dieser Tatsache klassenkämpferische Absichten vermuten. Besonders gelungen ist das Kapitel «Einwände und Gegenargumente», von dem der Artikel auf den Seiten 5-7 in diesem Heft eine Kostprobe gibt. Aber auch

weniger bekannte Tatsachen kommen zur Sprache, beispielsweise die hemmungslose Plünderung des afrikanischen Kontinents durch die Industriemächte. Insgesamt besticht der erste Teil durch die Sauberkeit der Dokumentation und der Argumentation.

Die grösste Stärke des Buchs liegt aber sicher in der Tatsache, dass die Autoren keine Ideologen sind. Das zeigt sich deutlich im siebten Kapitel, wo sie einige Alternativen zur heutigen Wachstumshysterie aufzeigen. Was man dem Publikum eigentlich als revolutionäres Programm auftischen könnte, das kommt in diesem Buch unpräzise und pragmatisch daher. Alle vorgeschlagenen Reformen liessen sich innerhalb des bestehenden marktwirtschaftlichen Rahmens verwirklichen. Sie hätten vermutlich eine spürbare wachstumshemmende Wirkung. Von einer ökologischen Steuerreform über Anreize für kürzere Arbeitszeiten bis zur Besteuerung grosser Erbschaften (um nur drei Beispiele zu nennen) wäre alles kurz- oder mittelfristig machbar. Dass das Machbare nicht gemacht werden wird, ist angesichts der tangierten Interessen nicht schwer vorauszusagen. Aber angenommen, die wachstumsgläubigen Kräfte in unserer Gesellschaft würden auf Machtspiele ver-

zichten und stellten sich einer Diskussion, so müssten sie sich nach der Publikation dieses Buchs allerlei einfallen lassen. Der überzeugende Eindruck, den das Buch hinterlässt, wird noch verstärkt durch die eindringlichen Schwarzweissfotos. Sie zeigen Menschen und Tiere auf einer Müllhalde in Accra (Ghana).

Diese Rezension wäre nicht vollständig, wenn sie die kleinen Schwächen des Buchs unerwähnt liesse: Die Lektüre lässt auf eine sehr eilige Arbeitsweise schliessen. Das zeigt sich in allerlei sprachlichen Unsauherkeiten, die sich für eine zweite Auflage leicht ausmerzen liessen. Wer auch die Liste der empfohlenen Bücher genau ansieht, erlebt eine echte Schrecksekunde: Wie hat sich wohl der prominente Wachstumseuphoriker Michael Braungart in diese Liste verirrt? Braungart setzt sich unzweifelhaft ein für Verschwendung – er nennt sie «intelligente Verschwendung» – und ungehemmtes Wachstum, weil er dies für die Verwirklichung seines eigenen Programms zur ökologischen Rettung der Welt als notwendig erachtet. In einer zweiten Auflage, die dem Buch dringend zu wünschen ist, dürfte der Hinweis auf Braungart ruhig fehlen.

Nachbemerkung: Das Redaktionsteam hätte in diesem Heft mehr AutorInnen und Bücher präsentieren wollen; denn die lesenswerten Neuerscheinungen zum Thema Wachstumskritik sind zahlreich und das Informationsbedürfnis im deutschen Sprachraum ist gross. Leider waren die Zeit vor Redaktionsschluss und der verfügbare Platz im Heft zu knapp. Wir werden deshalb in den kommenden Wochen auf unserer Website www.decroissance-bern.ch mit der Besprechung neu erschienener Bücher zu diesem Thema beginnen.

Helmut Knolle, Und erlöse uns von dem Wachstum, Verlag Pahl-Rugenstein, Bonn 2010.

Urs P. Gasche und Hanspeter Guggenbühl, Schluss mit dem Wachstumswahn – Plädoyer für eine Umkehr, Rüegger Verlag, Zürich 2010.

Ernst Schmitter ist publizistisch tätig und befasst sich mit Wachstumskritik, speziell mit der französischen Décroissance-Bewegung. Er ist verheiratet, hat einen erwachsenen Sohn und lebt in Interlaken.



VORSORGENDES WIRTSCHAFTEN

FEMINISTISCHE PERSPEKTIVEN AUF EIN GUTES LEBEN

FEMÖK*. HAUS- UND PFLEGearbeit MUSS IN KAPITALISMUSKRITISCHE GESELLSCHAFTSENTWÜRFE EINBEZOGEN WERDEN. DENN DER GROSSTEIL DIESER ARBEIT WIRD NACH WIE VOR GRATIS UND VON FRAUEN GELEISTET. GENAU DIESE ARBEIT ERMÖGLICHT UNS ALLEN EIN GUTES LEBEN.

«Die Reduktion der Arbeitszeit und ein bedingungsloses Grundeinkommen bringen allen die nötige Zeit und Musse für politische Aktivitäten und für grundlegende Veränderungen in unserer Gesellschaft.»

Ein Anliegen der Décroissance-Bewegung 2010

«Erst Lohn für Hausarbeit ermöglicht es den Frauen zu entscheiden, ob sie Haus- und Pflegearbeit übernehmen wollen oder nicht. Das Ziel dieser Forderung ist es, dass Frauen endlich weniger arbeiten müssen.»

Ein Anliegen der Frauenbewegung der 1970er Jahre

Die Décroissance-Bewegung ist eine Bewegung für ein besseres Leben, ja, für das gute Leben. Nicht das ökonomische Wachstum soll unser Dasein bestimmen, sondern wir Menschen und unsere Bedürfnisse. Statt immer weiter zu wachsen, sollten unsere Wirtschaft und damit unsere Arbeitszeit kleiner werden, damit sich die Menschen kulturell, sozial und politisch entfalten können.

In der feministischen Bewegung gibt es ebenfalls eine Tradition des guten Lebens. So haben etwa die Bielefelder Entwicklungssoziologinnen in den 1980er Jahren mit ihrem Subsistenzansatz Alternativen zum kapitalistischen Wachstum aufgezeigt. Sie hatten erkannt, dass sich der Kapitalismus durch die systematische Ausbeutung der Arbeit der Frauen, der Menschen des Südens und der Natur aufrecht erhält. Diese Arbeit ist in der Wirtschaftstheorie unsichtbar. Ihre Aneignung erfolgt nicht wie in Lohnverhältnissen des «produktiven Sektors» durch Arbeitsverträge, sondern durch

Gewalt. Demgegenüber umfasst die Subsistenzproduktion das Herstellen und Erhalten des Lebens, weshalb die Bielefelderinnen sie als Basis für ihre alternative Gesellschaftsform bestimmten. Auch die Forderung von Feministinnen in den 1970er Jahren, die Hausarbeit von Frauen zu entlohnen, wollte die Bedeutung dieser Arbeit für die Wirtschaft aufzeigen und die Frauen aus der Abhängigkeit eines Ernährers befreien. Überhaupt sollten die Frauen erst in die Lage versetzt werden, zu bestimmen, ob und wie viel Hausarbeit sie leisten wollten. Ziel war das gute Leben: Frauen sollten endlich weniger arbeiten!

Das Gegenteil ist eingetroffen – 80 Prozent aller Frauen in der Schweiz gehen heute einer Erwerbstätigkeit nach. 1970 waren es knapp 40 Prozent. Die unbezahlte Haus- und Familienarbeit wurde aber in Anbetracht der hohen Erwerbsquote von Frauen nicht umverteilt. Bei 85 Prozent aller Haushalte übernimmt die Frau nach wie vor mehr als 60 Prozent der Haus- und Familienarbeit. Zusätzlich wird Sorgearbeit wieder privatisiert und Leistungen im Gesundheitsbereich werden abgebaut. Frauen werden also gleichzeitig als Teilzeit arbeitende Manövrierarmee im flexiblen Arbeitsmarkt und als Sorgerinnen für die Menschen, die durch die Maschen des neoliberalen Sozialnetzes fallen, eingesetzt. Diese gigantischen Leistungen von Frauen kennen weder eine sozialstaatliche noch ökonomische noch gesellschaftliche Anerkennung. Von gutem Leben keine Spur.

Auch die Décroissance-Bewegung hat es bisher nicht verstanden, Care-Arbeit in ihre

Analyse der Wachstumsverweigerung systematisch und grundlegend einzubeziehen. Die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit allein und das bedingungslose Grundeinkommen sind aus feministischer Sicht kritisierbar, denn sie führen nicht unbedingt für alle zu mehr Zeit und Musse.

Aufgrund solcher Widersprüche und Unbehagen sowie aufgrund des Bedürfnisses, politische Ökologie und ökonomische Theorien aus feministischer Perspektive neu zu lesen, ist unsere Gruppe FEMÖK entstanden. Wir wollen den Ist-Zustand analysieren, zurück in die wilden 1970er und 1980er Jahre der Frauen- und Ökobewegung gehen und uns einreihen in eine feministische Tradition einer kritischen politischen Ökonomie. Eine Tradition, in der es um bezahlte und unbezahlte Arbeit geht, um Arbeitsbedingungen und Selbstbestimmung, um den fragwürdigen Stellenwert der Erwerbsarbeit, um Selbstverwirklichungszwang, Konsum und um unseren Umgang mit Ressourcen. Wir suchen und sammeln Gegenentwürfe zum neoliberalen Wirtschaftsdiktat, wollen weiter denken und politisch aktiv werden: Für dieses gute Leben, das nicht auf Kosten anderer beruht.

Interessiert?

Kontakt: femök (Frauengruppe für feministische und ökologische Kapitalismuskritik und Gegenentwürfe) lisi97@hotmail.com

ZU GAST BEI DÉCROISSANCE BERN

Die Décroissance-Bewegung ist basisdemokratisch und pluralistisch. Décroissance Bern freut sich deshalb, der «Frauengruppe für feministische und ökologische Kapitalismuskritik und Gegenentwürfe» (FEMÖK) das Gastrecht für einen Artikel zu gewähren. Die Gruppe FEMÖK gehört nicht zu Décroissance Bern und ist für den Inhalt des Artikels allein verantwortlich. Die Décroissance-Bewegung ist aber für die Zusammenarbeit mit allen linken WachstumskritikerInnen offen und betont die Notwendigkeit von umfassenden Denkansätzen. Es ist daher unsere Überzeugung, dass die feministische Perspektive einen wichtigen Beitrag zur Idee der Décroissance leisten kann.



HIER LESEN SIE MEHR...

WEITERFÜHRENDE ANGABEN

NEUE WACHSTUMSKRITISCHE BÜCHER UND ZEITSCHRIFTENNUMMERN

Diese Liste umfasst nur deutschsprachige Publikationen seit 2009.

- Adler, Frank und Schachtschneider, Ulrich, **Green New Deal, Suffizienz oder Ökosozialismus? Konzepte für gesellschaftliche Wege aus der Ökokrise**, Oekom Verlag, München 2010, ISBN 978-3-86581-213-1.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika, **Geld oder Leben – Was uns wirklich reich macht**, Oekom Verlag, München 2010, ISBN 978-3-86581-200-1.
- Binswanger, Hans Christoph, **Vorwärts zur Mässigung**, Murmann Verlag, Hamburg 2009, ISBN 978-3-86774-072-2.
- Binswanger, Mathias, **Sinnlose Wettbewerbe – Warum wir immer mehr Unsinn produzieren**, Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2010, ISBN 978-3-451-30348-7.
- Busse, Tanja, **Die Ernährungsdictatur – Warum wir nicht länger essen dürfen, was uns die Industrie aufischt**, Blessing Verlag, München 2010, ISBN 978-3-89667-420-3.
- Gasche, Urs P. und Guggenbühl, Hanspeter, **Schluss mit dem Wachstumswahn – Plädoyer für eine Umkehr**, Rüegger Verlag, Zürich 2010, ISBN 978-3-7253-0965-8.
- Gensichen, Hanspeter, **Armut wird uns retten – Geteilter Wohlstand in einer Gesellschaft des Weniger**, Publik-Forum Edition, Oberursel 2009, ISBN 978-3-88095-192-1.
- Gorz, André, **Auswege aus dem Kapitalismus – Beiträge zur politischen Ökologie**, Rotpunktverlag, Zürich 2009, ISBN 978-3-85869-391-4.
- Hänggi, Marcel, **Wir Schwätzer im Treibhaus – Warum die Klimapolitik versagt**, Rotpunktverlag, Zürich, 2. Auflage, 2009, ISBN 3-85869-380-4.
- Hopkins, Rob, **Energiewende, das Handbuch – Anleitung für zukunftsfähige Lebensweisen**, Zweitausendeins, Frankfurt am Main, 2. Auflage, 2010, ISBN 978-3-86150-882-3.
- Kaufmann, Stephan und Müller, Tazio, **Grüner Kapitalismus – Krise, Klimawandel und kein Ende des Wachstums**, Karl Dietz Verlag, Berlin 2009, ISBN 978-3-320-02211-2.
- Knolle, Helmut, **Und erlöse uns von dem Wachstum – Eine historische und ökonomische Kritik der Wachstumsideologie**, Pahl-Rugenstein Verlag, Bonn 2010, ISBN 978-3-89144-3.
- **Multiple Krise – Ende oder Anfang für eine gerechte Welt?** Politische Ökologie, Nr. 118/2009, Oekom Verlag, München 2009, ISBN 978-3-86581-190-5.
- **Nach dem Wachstum, Politische Ökologie**, Nr. 121-122/2010, Oekom Verlag, München 2010, ISBN 978-3-86581-227-85.
- **Nachhaltiges Wachstum?** Wissenschaft und Umwelt interdisziplinär, Nr. 13/2009, Forum Wissenschaft und Umwelt, Wien 2009, ISBN 978-3-902023-14-8.
- P.M., **Neustart Schweiz – So geht es weiter**, Edition Zeitpunkt, Solothurn, 2. Auflage, 2010, ISBN 978-3-033-01779-5.
- Seidl, Irmi und Zahrnt, Angelika, **Postwachstumsgesellschaft – Konzepte für die Zukunft**, Metropolis Verlag, Marburg 2010, ISBN 978-3-89518-811-4.
- Staud, Toralf, **Grün, grün, grün ist alles, was wir kaufen – Lügen, bis das Image stimmt**, Kiepenheuer und Witsch, Köln 2009, ISBN 978-3-462-04106-4.

INTERNETADRESSEN

Hier werden nur Adressen deutschsprachiger Websites und Dokumente aufgeführt. Über Verlinkungen gelangt man leicht auf Adressen in anderen Sprachen.

- | | |
|--|--|
| • www.decroissance-bern.ch | Website der Gruppe Décroissance Bern |
| • www.forumue.de/rundbriefe.html | Gratis-Download des Hefts «Wohlstand durch Wachstum – Wohlstand ohne Wachstum – Wohlstand statt Wachstum?» |
| • www.postwachstum.de | Website des Instituts für ökologische Wirtschaftsforschung GmbH, Berlin, zum Thema Postwachstum |
| • www.postwachstum.net | Website von Attac zum Thema Postwachstum |
| • www.soliterre.ch | Website des Vereins soliTerre (Vertragslandwirtschaft) |
| • www.tinyurl.com/3xhl4rt | Zwölf Thesen einer Mainzer Attac-Gruppe (pdf) |
| • www.tinyurl.com/37sbkma | Solidarisches Postwachstum – Zwölf Fluchtlinien einer solidarischen Ökonomie jenseits des Wachstums (pdf) |
| • www.wachstumsruecknahme.qsdf.org | Deutsche wachstumskritische Website |

FROHE WEIHNACHT

DAS WEIHNACHTSGERICHT

LINA LÖRTSCHER. IN DIESEN TAGEN HERRSCHT GROSSE AUFREGUNG IM WEIHNACHTSENGELHIMMEL. NATÜRLICH HERRSCHT IMMER GROSSE AUFREGUNG AN DIESEM ORT, WENN DIE BLÄTTER FALLEN UND DER WINTER NAHT. DENN MIT DEM WINTER KOMMT DER ADVENT UND MIT DEM ADVENT DAS WEIHNACHTSFEST.

Doch dieses Jahr ist alles anders. Schon lange gab es unter den Weihnachtsengeln Stimmen, die den verlorenen Sinn von Weihnachten beklagten. Und nicht nur das – die leisen Stimmen murmeln, ob ein Weihnachtsfest ohne Sinn noch stattfinden darf. Aber nun ist der Moment gekommen, da eine dieser leisen Stimmen laut geworden ist und einen Namen bekommen hat. *Dawider* wird sie genannt, die Stimme, welche das Weihnachtsgeschick einberufen hat, das heute tagt.

Alle Weihnachtsengel sind gekommen, um zu beschliessen, worüber man sich noch nicht einig ist. Und damit nicht eine einzige, laute Stimme das Gericht beherrscht, wird *Dawider* eine andere laute Stimme gegenübergestellt. *Dafür* wird sie genannt, die Stimme, welche Weihnachten verteidigen soll.

Dafür und *Dawider* sollen nun sprechen und dann wird über die Zukunft von Weihnachten entschieden.

«Weihnachten ist ein religiöses Fest», eröffnet *Dafür* den Disput. Ein Fest, welches seinen Ursprung in der Religion finde, existiere nur, weil die Menschen an die Geschichte glaubten, die sich dahinter verbirgt. «Es kann also nicht einfach beschlössen werden, Weihnachten abzuschaffen», erklärt *Dafür* siegesicher, «es kann nur dann überflüssig und abzuschaffen sein, wenn die Menschen zu glauben aufhören.»

«Diejenigen, die denken, Weihnachten sei ein religiöses Fest, haben absolut Recht», pflichtet *Dawider* seinem Kontrahenten bei und versetzt seine Zuhörer mit diesem Zugeständnis in Erstaunen. «Es ist allerdings nicht mehr das Fest der Christen, die Geburt von Jesus Christus, die hierzulande jedes Jahr im Dezember gefeiert wird. Es ist die Religion des Marktes, des Wachstums und der Verschwendung, auch bekannt unter dem Namen Kapitalismus.» *Dawider* schildert den Weihnachtsengeln, was sie alle selbst schon beobachtet haben: Einkaufshäuser, die eines Tempels würdig sind. Funkelndes und glitzerndes Plastik bis in die hintersten Winkel, nur fabriziert, um kurze Zeit zu hängen und dann wegge-

schmissen zu werden. Kleider, Süßigkeiten, Geschenkpapier – alle Waren, die sonst unauffällig und auf eine langweilige Weise ganz normal in den Regalen stehen, werden weihnachtstauglich gemacht, erscheinen nun bedruckt mit Rentieren, verkleidet als Nikolaus oder erhalten die Form eines Tannenbaums.

Auch *Dafür* kennt die traurige Wahrheit um den Konsumrausch, den Weihnachten Jahr für Jahr in den Herzen der Menschen auflöst. Doch noch will *Dafür* das Fest nicht aufgeben und bringt ein zweites Argument: «Weihnachten ist das Fest der Nächstenliebe – wie wären wir grausam, den Menschen diesen Tag zu nehmen?»

Und wieder bestätigt *Dawider* die Aussage seines Gegenredners. «Und dennoch flüchten niemals mehr Menschen als zu dieser Zeit in den Suizid, weil sie am Fest der Familie und der Freunde, am Fest der Liebe bemerken, wie einsam sie sind. Und ist es nicht zu einfach, nur einen einzigen Tag der Milde und der Wohltätigkeit zu bestimmen? Dienen diese Tage nicht zu vielen dazu, ihr Gewissen ruhig zu stellen, während sie den Rest des Jahres wegsehen, sich nicht kümmern, nicht lieben?»

In das betretene Schweigen der Weihnachtsengel wirft *Dafür* ein: «Weihnachten ist das Fest des Lichtes, und das Licht bringt den Menschen Hoffnung in die dunklen Tage des Winters.»

Die Weihnachtsengel horchen auf, denn niemand hat die Absicht, den Menschen die Hoffnung, das wertvollste aller Güter, zu nehmen.

«Niemand will den Menschen das Licht und die Hoffnung nehmen», bestätigt *Dawider*. «Aber die Menschen gehen so verschwenderisch mit dem Licht um. Sie können gar nie genug bekommen, wie sie vom Konsumieren und Haben niemals genug bekommen.» Und wieder sehen die Weihnachtsengel ein, dass *Dawider* Recht hat. Jedes Jahr entflammt ein Meer aus kaltem Dosenlicht, überflutet die Welt mit Helligkeit. Es scheint jeweils, als würden die Menschen ein Wettleuchten veranstalten, wie sie ein

Wett schmücken und Wettkaufen austragen. Es gibt dann so viel Helligkeit, dass die Dunkelheit verloren geht und niemand mehr sich am Licht erfreuen kann. Bedeutet Hell dann noch Hoffnung?

Dafür und *Dawider* stehen schweigend da und haben beide Recht.

«Vielleicht ist es gar nicht unsere Entscheidung, was mit Weihnachten geschehen soll.» Wer spricht? Es ist *Dazwischen*, die Stimme, die glaubt, dass es nicht in der Verantwortung der Weihnachtsengel liegt, zu entscheiden, und die sagt, dass es ganz alleine die Menschen sind, die bestimmen, ob und wie ihr Weihnachtsfest existieren soll.

Lina Lörtcher weiss noch nicht so genau, wer oder was sie ist, aber sie weiss, dass sie einmal jemand sein möchte, der versucht hat, die Welt zu verändern.

